

Museumskurier

des Chemnitzer Industriemuseums und seines Fördervereins



Marianne Brandt im
Ruppelwerk Gotha
S. 08



Hermann Riemann
Chemnitz - Gablenz
S. 18

Schutzgebühr 3,00 €
ISSN 1862-8605



www.saechsisches-industriemuseum.de

Aktuelle Hinweise

www.saechsisches-industriemuseum.de

Ausstellungen

I. Halbjahr 2017

Dauerausstellung

Industrie im Wandel erleben

Sonderausstellungen

Das Fahrrad. Kultur, Technik, Mobilität

13.05.2016 bis 29.01.2017

Material-Effekte

Ausstellung prämiierter und ausgewählter Arbeiten des 6. Internationalen Marianne-Brandt-Wettbewerbs

02.10.2016 bis 08.01.2017

Sächsischer Staatspreis für Design

09.03. bis 23.04.2017

Vortragsreihe Sonntagsmatinee

jeweils 10:30 Uhr

29.01.2017

Prof. Dr. Albrecht Mugler, Oberlungwitz

120 Jahre industrielle Fahrradproduktion in Chemnitz – Die Prestowerke

26.02.2017

Karin Meisel, Chemnitz

200 Jahre Louis Ferdinand Schönherr, Begründer des mechanischen Webstuhlbaus in Deutschland

26.03.2017

Eberhard Kressner, Chemnitz

Wurde in Chemnitz das Automobil erfunden? – Die Legende von Friedrich Louis Tuchscherer

30.04.2017

Dr. Thomas Schuler, Chemnitz

Disaster Risk Management Committee im Internationalen Museumsbund ICOM
Naturkatastrophen und Technikversagen – Vorsorge und Nothilfe für Museen



Bestellungen unter: Telefon: 0371 3676-125

oder per E-Mail:

zweckverband@saechsisches-industriemuseum.de

28.05.2017

n.n.

25.06.2017

Die AGr Gießerei lädt ein zum 11. Gießertreffen.

Johann Unglaub, Geschäftsführer der Edelstahlwerke Schmees, Pirna: Kunstguss aus Edelstahl und

Dr. Günter Schaefer, Chemnitz: Eisenwerkstoffe für Glocken

Veranstaltungen des Fördervereins

28.01.2017, 9 Uhr

Jahreshauptversammlung

Editorial



Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freunde des Industriemuseums Chemnitz,

nach der Eröffnung der neuen Dauerausstellung und dem 25. Jubiläum unseres Fördervereins im Jahr 2015, haben wir in diesem Jahr den 25. Jahrestag der Museumsgründung gefeiert. Museumsteam und Förderverein luden am 12. November zu einem Tag der offenen Tür ein, zu dem rund 6.000 Besucher kamen. Dieser Tag kann als einer der erfolgreichsten Besuchertage seit Bestehen des Museums gelten.

Seit seiner Eröffnung 1991 präsentierte das Industriemuseum seinen rund 900.000 Besuchern drei Dauerausstellungen, eine davon ausgezeichnet mit dem europäischen Museumspreis, über 100 Sonderausstellungen und unzählige Veranstaltungen. Des Weiteren wurden über 10.000 Führungen und über 1.600 museumspädagogische Programme durchgeführt. Eine stolze Anzahl!

Heute sind das Industriemuseum und der Zweckverband ein unverzichtbares und identitätsstiftendes Element der Stadt Chemnitz und bedeutender Bestandteil der sächsischen Industriekultur geworden: Wir schauen heute auf eine etablierte und finanziell gesicherte museale Institution, welche das Kompetenzzentrum für die Akteure der sächsischen Industriekultur darstellt.

Seit gut einem halben Jahr bin ich Teil des Teams und es ist meine Aufgabe, die Weichen für eine ebenso erfolgreiche Zukunft des Museums zu stellen. Ich blicke zuversichtlich auf meine Aufgabe und die gemeinsamen Herausforderungen. Mit dem Stadtjubiläum 2018 und der sächsischen Landesausstellung 2020 liegen zwei wichtige Meilensteine vor uns.

Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Industriemuseums Chemnitz und des Fördervereins danke ich für ihre engagierte Mitarbeit.

Liebe Leserinnen und Leser, ich wünsche Ihnen eine schöne Adventszeit, ein frohes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr 2017.

Ihr

Dr. Oliver Brehm

Inhalt

- 02 Aktuelle Hinweise
- 03 Editorial & Inhalt
- 04 Eisenbahnfreunde Chemnitztal e.V.,
Museumsbahnhof Markersdorf-Taucha
- 06 Die Poesie des Funktionalen
- 08 Marianne Brandt und ihre Tätigkeit
für das Ruppelwerk Gotha
- 11 25 Jahre Industriemuseum Chemnitz
- 15 Fritz Loewenthals Axminster-
Teppichfabrik
- 18 Hermann Riemann Chemnitz-
Gablenz
- 21 Eine hundertjährige Gießerei-
geschichte
- 24 Eine Stele für den Gießereiverband
- 25 Der vergessene Vorgänger des
Chemnitztalviadukts
Technisches Denkmal
Eisenbahnviadukt
- 27 Chemnitz bedruckt Kattun
- 28 Projekttag Gießerei
- 30 Buchempfehlung „Verlorene Fäden“
Kollegen aus Mulhouse zu Gast
- 31 Informationen des Fördervereins |
Impressum

Eisenbahnfreunde Chemnitztal e.V.

Der Freundeskreis technikhistorische Museen stellt sich vor | Teil 10

© ROBIN HELMERT

Langezogene, weithin hörbare Piffe hallten durch das Chemnitztal als sich die Eisenbahn nach nicht einmal 100 Jahren am 24. Mai 1998 aus der Region verabschiedete. Dampflok 50 3648 des Sächsischen Eisenbahnmuseums zog die letzten beiden Reisezugpaare zwischen Chemnitz und Wechselburg. Auch wenn man die Eisenbahn eigentlich seit der politischen Wende 1989 kaum noch als Verkehrsmittel in Betracht zog, war der Abschied für viele Menschen entlang der Strecke ein emotionaler Moment. In den Tagen zuvor waren die Züge bis unter das Dach besetzt. Allein in den vorangegangenen Jahren fuhren oftmals leere Wagen hin und her, sodass das Land Sachsen den Zugverkehr einstellte. Noch bis Januar 2000 wurde ein sporadischer Güterverkehr durch die Deutsche Bahn aufrechterhalten, bevor das Rationalisierungsstreben des ehemaligen Staatskonzerns die letzten Güterverkehrskunden auf die Straße trieb.

In Taura und Markersdorf hatten sich junge Menschen gefunden, die sich nicht mit dem Unvermeidlichen abfinden wollten. Im Januar 2001 gründeten sie – gerade volljährig geworden – den Verein „Eisenbahnfreunde Chemnitztal e.V.“ und mieteten sich im Bahnmeisterdraisinen-Schuppen des Bahnhofs Markersdorf-Taura ein. Weite Teile des Bahnhofsgeländes und der Strecke waren zu dieser Zeit bereits zugewachsen, sodass ein umfangreicher Freischnitt begann. Noch im Sommer 2002 feierte der Verein mit zahlreichen Gästen den 100. Geburtstag der Chemnitztalbahn bei einem Bahnhofsfest. Zum Jahresende aber erfolgte die endgültige



Museumsbahnhof Markersdorf-Taura

Stilllegung der Strecke. Als 2004 Gerüchte bekannt wurden, dass das Markersdorfer Empfangsgebäude an eine ominöse First Rail Property GmbH verkauft werden soll, wurde Kontakt mit der Immobiliensparte der Bahn aufgenommen. Ende 2005 konnte nach unsäglich langen Verhandlungen und Entbehrlichkeitsprüfungen der Kaufvertrag unterzeichnet werden. Seither bilden die Gebäude der größten Zwischenstation der Chemnitztalbahn den Museumsbahnhof Markersdorf-Taura. Das Trassenband mit der Gleisanlage erwarb kurz darauf der kommunale Zweckverband Chemnitztalradweg. Ein langjähriger Pachtvertrag sichert den Erhalt von zwei Kilometern Strecke. Mit verschiedenen leichten Fahrzeugen, wie zum Beispiel Draisinen und Zweibegefahrzeugen, konnte wieder ein Schienenverkehr eingerichtet werden. Jahr für Jahr verlängerte sich die dabei befahrbare Strecke bis zum einstigen Bahnhof Schweizerthal-Diethensdorf. In Neuschweizerthal musste dazu auch eine Gleislücke geschlossen werden, welche der Ausbau der Anschlussweiche der

ehemaligen Tetznerschen Spinnerei gerissen hatte.

Voigtländer-Tetzner war einer der Fabrikanten, die im ausgehenden 19. Jahrhundert die Wasserkraft der Chemnitz für ihre Unternehmen entdeckten. Zusammen mit weiteren Honoratioren machte er sich für den Bau der Chemnitztalbahn stark. Der Personenverkehr besaß im Chemnitztal meist eine untergeordnete Bedeutung, zumal die Bahnhöfe oftmals weit ab der Ortschaften lagen. Zahlreiche Anschluss- und Verladestellen mussten in allen Epochen durch Güterzüge bedient werden – das Chemnitztal hatte sich zum Industriestandort gemauert.

Gemeinsam mit der Hauptverbindung durch das Tal wurde auch die Zweigbahn Glösa – Furth in Betrieb genommen. Von letzterer Güterladestelle ausgehend erhielt die Schönherrschke Maschinenfabrik ihr eigenes Anschlussgleis, die Verlängerung bis in die Hartmannwerke wusste der Kommerzienrat gekonnt zu verhindern und befeuerte damit



Fahrbetrieb auf der Strecke im Chemnitztal

noch einmal den schon lange andauernden „Chemnitzer Eisenbahnkrieg“. Erst 1903/1908 erhielt die Sächsische Maschinenfabrik Gleisanschluss – von der Industriebahn aus Richtung Altendorf her.

Größte Zwischenstation im Chemnitztal war der Bahnhof Markersdorf-Taura. Für dessen Fläche verlegte man eigens den Röllingshainer Bach und die staatliche Chaussee Mittweida – Limbach. Die erste Eisenbeton-Rahmenbrücke Sachsens wurde für letztere als Prototyp der Sächsischen Staatseisenbahnen durch den Leipziger Unternehmer Max Pommer, gebürtiger Chemnitzer, über die Gleise errichtet. Die verwendete Hennebique-Bauweise bewährte sich selbst noch unter den Lasten der schweren Lkw der heutigen Zeit, wurde aber trotz Protesten der Fachwelt im Jahr 2010 abgerissen. Die seinerzeit spektakuläre Straßenführung in Omegaform brachte dem Bauwerk von Anfang an den volkstümlichen Namen „Bahnase“ ein.

Neben Empfangsgebäude, Güterverwaltung und zwei Wirtschaftsgebäuden errichtete man in Markersdorf-Taura auch eine Wasserstation und einen zugehörigen Wasserkran für das Kesselspeisewasser der Dampflokomotiven. Nachdem man die Hochwasserkatastrophe von 1897 zum Anlass nahm, die ursprünglichen Pläne für die Strecke noch einmal zu über-


arbeiten und die Trassenführung höher legte, mehr Kunst- und Ingenieurbauten plante und auch die Ausstattung der Stationen nicht unbedingt sparsam war, verteuerte sich der Bahnbau um mehr als fünfzig Prozent. Der Skandal im Landtag führte zu einer Ministercrisis im Königreich Sachsen, in deren Folge Finanzminister Werner von Watzdorf zurück trat.

Das Güteraufkommen im Chemnitztal wuchs in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts derart an, dass das Empfangsgebäude in Markersdorf-Taura 1937 umgebaut wurde. Die beiden Warteräume der zweiten und dritten Klasse gestaltete man zu dringend benötigten Diensträumen und den einstigen Dienstraum zum einzigen Warteraum. Vorgegangen war auch die Um- und Aufrüstung der Sicherungstechnik im Stellwerk auf die seit 1915 vorgeschriebene Bauart Einheit. Die Hochbauten ergänzte seit den 1920er Jahren ein Getreidelager des Spar-, Credit- und Bezugsverein Taura e.V. am Gleis 7. Abschließend errichtete die Bahnmeisterei in der Zeit der DDR gegenüber ihres Wirtschaftsgebäudes einen einständigen Schuppen am Gleis 6 für ihren Schwerkleinwagen zur Gleisunterhaltung. Mitte der 1980er Jahre waren das Bahnmeistereigebäude und der Wasserkran so baufällig geworden, dass sie abgetragen wurden.

Mit sechs Gebäuden, vier Kilometern Gleisanlage, zwei Flussbrücken und einer kleineren Anzahl von Fahrzeugen betreut der Verein Eisenbahnfreunde Chemnitztal ein Stück durchaus kurioser Eisenbahnhistorie. Auch alle anderen Bahngebäude entlang der Strecke sind inzwischen in privater Hand; einige davon gehören Vereinsmitgliedern. Ein inzwischen recht umfangreicher Sammlungsbestand enthält unter anderem originale Flurkarten, Quer-

profile und auch die Speisekarte der Festveranstaltung zur Eröffnung vom 30. Juni 1902. Baupläne zu Hochbauten und Brücken, Fahrplannunterlagen und mannigfaltiges Bildmaterial sind weitere Sammlungsschwerpunkte. Schließlich finden sich Unterlagen, Bilddokumente und einige Exponate zu den einstigen Anschließern der Strecke, zu deren bekanntesten sicher das Fettchemiewerk in Mohsdorf zählt.

Der Museumsbahnhof wird ohne institutionelle Förderung betrieben und die Erhaltung und Nutzbarmachung der Hochbauten sowie die Absicherung des Fahrbetriebes haben zunächst hohe Priorität, sodass die Sammlung einer Erschließung und fachlichen Aufarbeitung harret. Mit der Fertigstellung des Chemnitztalradweges zwischen Chemnitz und Markersdorf auf der ehemaligen Bahntrasse ergibt sich gerade für die Bewohner des sächsischen Manchesters die Möglichkeit, Industriegeschichte mit dem Fahrrad im Grünen zu erkunden.

Die Aufarbeitung der Industriekultur des Chemnitztals und ihre Publikation in geeigneter Form am Radweg ist ein weiteres neues Aufgabengebiet für den Verein. Zu den Fahrbetriebstagen und Veranstaltungen kann man sich von den Fortschritten überzeugen und mit dem Kauf einer Fahrkarte auch selbst einen kleinen Teil beitragen. 

Eisenbahnfreunde Chemnitztal e.V.
Museumsbahnhof Markersdorf-Taura
Hauptstraße 100
09236 Claußnitz
Telefon: 037202 539746
verein@chemnitztalbahn.de
www.chemnitztalbahn.de

Öffnungszeiten/Fahrbetrieb
Ostern bis Reformationstag
sonntags, 13 bis 18 Uhr

Die Poesie des Funktionalen

Der 6. Internationale Marianne Brandt Wettbewerb im Industriemuseum Chemnitz

ANETT POLIG



Blick in die Ausstellung zum 6. Internationalen Marianne Brandt Wettbewerb

Bereits zum sechsten Mal präsentiert das Industriemuseum Chemnitz die nominierten und prämierten Arbeiten des Internationalen Marianne Brandt Wettbewerbs, den der Villa Arte e.V. ausrichtet und der unter der Schirmherrschaft der Oberbürgermeisterin der Stadt Chemnitz, Frau Barbara Ludwig, steht.

Produktgestaltungen, Fotografien und Versuchsanordnungen stehen

im Mittelpunkt der Ausstellung, die im Museum vom 2. Oktober 2016 bis 8. Januar 2017 gezeigt wird.

In der Kategorie Produktgestaltung stehen die Produkte im Mittelpunkt, die in Bezug auf Herstellungsverfahren sowie Gebrauchsmöglichkeiten materialsensibel und ressourcenbewusst entwickelt werden. In der Kategorie Fotografie geht es um Bildfindungen, die einen achtsam-sinnlichen Perspektivwechsel in Be-

zug auf Material und Materialitäten anregen, sowie Arbeiten, die sich explizit auf einen materialbeobachtenden und materialstudierenden Charakter beziehen. In der Kategorie Versuchsanordnungen stehen Verfahren und Konzepte für das experimentelle, auch unkonventionelle Erkunden und Erproben von Materialien für und in Gestaltungsprozessen im Zentrum!

Unter dem Motto „Die Poesie des Funktionalen“ werden die Grenzen zwischen angewandter und freier Kunst immer wieder in Frage gestellt. Neu im Wettbewerb 2016 ist, dass es ein alle drei Kategorien übergreifendes Thema gibt: „Material-Effekte“.

Die Wettbewerbsbeiträge geben zum einen Antworten darauf, wie eine neue Materialkultur, angesichts schwindender und gefährdeter Ressourcen, aussehen kann. Zum anderen gibt es kritische Reflexionen, Ideen und Konzepte, die sich weniger als bereits vorhandene Produkte



Marcel Pasternak – 1. Preis Kategorie Produktgestaltung



Wassilij Grod – 1. Preis Kategorie Produktgestaltung

darstellen, sondern vielmehr Perspektiven des Suchens, Forschens und Experimentierens aufzeigen. Aus den 423 eingereichten Wettbewerbsbeiträgen aus 27 Ländern wurden 60 Arbeiten für die Ausstellung nominiert.

Die Ausstellungseröffnung, in deren

Zentrum die Verleihung der Wettbewerbspreise stand, fand am 1. Oktober, dem Geburtstag der Künstlerin Marianne Brandt, statt.

Der 1. Preis in der Kategorie Produktgestaltung wurde zweimal vergeben: an Marcel Pasternak für seine Arbeit *bionicTOYS*, die herkömmliche Baukastensysteme, wie beispielsweise LEGO, um flexible Bausteine erweitert und damit das spielerische Nachbilden bionischer Prinzipien ermöglicht sowie an Wassilij Grod, der mit seiner *CON-BOU Lightweight Construction* eine Leichtbauplatte aus Bambushalmen entwickelt hat.

Den 1. Preis in der Kategorie Fotografie erhielt Almut Hill für ihre Arbeit *Denken im Bestand*. Aus scheinbar nebensächlichem Material – in diesem Fall vielfach fotokopierte Aufnahmen von Innenräumen – schafft sie Collagen, die an verschachtelte Architekturen erinnern. Den 1. Preis in der Kategorie Versuchsanordnungen erzielte das Stuttgarter Studio Umschichten für die Strategie des *Precycling*. Das



Almut Hill – 1. Preis Kategorie Fotografie

Designstudio nutzt für seine Installationen Halbfertigprodukte der Industrie, die nach der temporären Nutzung ihren ursprünglichen Produktionsprozessen wieder zugeführt werden. ☀

¹ Siehe dazu die Ausschreibung zum 6. Internationalen Marianne Brandt Wettbewerb 2016 unter www.marianne-brandt-wettbewerb.de



Studio Umschichten – 1. Preis Kategorie Versuchsanordnung

Marianne Brandt und das Ruppelwerk Gotha

© KLAUS BLECHSCHMIDT

"lieb wäre mir, wenn sie das ruppelwerk nicht mit namen nennen wollten, die herren sind recht empfindlich und doch wäre es schwer möglich den erfolg der arbeit in gotha nachzuweisen, wenn man keinen vergleich zu 'vorher' brächte. leider habe ich aus dem 'vorher' nicht die krassesten beispiele geben können, weil mir das material fehlte."

Es lässt sich wohl kaum dramatischer zusammenfassen, mit welcher Enttäuschung die Bauhauskünstlerin Marianne Brandt über ihre dreijährige Tätigkeit in Gotha berichtete.

Der künstlerisch-moralische Absturz vom progressiven Bauhaus in einen maroden Industriebetrieb und dessen Betriebsklima muss sie stark getroffen haben, so ist es aus den Zeilen heraus zu lesen. Und doch sind es genau diese Zeilen, die erst Jahrzehnte später die gestalterische Leistung dieser Frau offenbaren.

Im Frühjahr 1935 hatte der Bauhausgründer Walter Gropius aus

seinem Londoner Exil in einem Rundschreiben ehemalige Bauhäusler darum gebeten, ihm zu berichten, ob der Bauhaus-Gedanke in die Praxis umgesetzt werden konnte.

Eine seiner Wegbegleiterinnen, die 1893 in Chemnitz geborene Marianne Brandt, hatte ihm in einem Brief ausführlich darauf geantwortet.

Glücklicherweise blieben diese Dokumente erhalten und sind im Bauhausarchiv Berlin hinterlegt. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass es heute überhaupt einen Hinweis auf ihre Tätigkeit in Gotha gibt.

Sonst hätte möglicherweise kaum jemand davon gewusst, dass die heute weltbekannte Chemnitzerin von 1929 bis 1932 im Gothaer Ruppelwerk gearbeitet und unbewusst Designgeschichte geschrieben hat.

Die Künstlerin war bis dato keine Unbekannte mehr, lernte, arbeitete und lehrte schon von 1923 bis 1925 im Weimarer Bauhaus und wechselte sodann mit anderen Künstlern in das neu gebaute Domizil nach Dessau. Für eine Frau zur damaligen

Zeit undenkbar, lernte sie in der Metallwerkstatt, einer reinen Männerdomäne. In Dessau wurde sie sogar zeitweise die Leiterin dieser Werkstatt.

Der für die damalige Zeit revolutionäre, sachliche Entwurf des sogenannten Tee-Extraktkännchens zählt heute zu den schönsten Kunstgewerbeobjekten weltweit.

Entsprechend positiv liest sich auch das Befähigungszeugnis aus dem Jahr 1929, unterschrieben von Walter Gropius und László Moholy-Nagy.

"frau brandt ist bestimmt in der lage, ihr anvertraute aufgaben vollkommen im sinne der bauhausarbeit zu lösen, und wir glauben, dass sie in ihrer zukünftigen arbeit weiter zu hervorragenden leistungen kommen wird."

Das Dessauer Bauhaus wurde 1929 geschlossen, die Mitarbeiter mussten sich Arbeit in der Industrie suchen.

Anfang Dezember 1929 trat Marianne Brandt ihre Stelle in der Metallwarenfabrik G.m.b.H. Ruppelwerk Gotha an. Als Leiterin der Entwurfsabteilung für Galanteriewaren stand sie einer völlig veralteten Produktpalette gegenüber. Diese entsprach historistischen Vorbildern bis hin zu Kitschobjekten für Skat- und Schanktische.

In nur kurzer Zeit gelang es der Gestalterin jedoch, neue Maßstäbe zu setzen. Zweckmäßige, nützliche Produkte in schlichter Formensprache und ohne jedes überflüssige Dekor entstanden. Die Ruppel-Produkte wurden seriell hergestellt, waren für den Massenbedarf gedacht und seit jeher allesamt anonyme Werks-



Marianne Brandt, Metallwerkstatt Weimar, 1923-1925

BAUHAUS Weimar

Die Weimarer Bauhauszeit



Die Dessauer Bauhauszeit

entwürfe. Dies änderte sich auch nicht durch die neu ins Programm genommenen Serienentwürfe Marianne Brandts, heute unvorstellbar. Bis vor einigen Jahren war kaum nachweisbar, welche Entwürfe nun tatsächlich aus der künstlerischen Hand Brandts stammen.

Bedenkt man, dass sie ihr Arbeitsverhältnis im Dezember 1929 begann und ihr Arbeitsvertrag im Oktober 1932 aufgelöst wurde, so

erscheint es logisch, dass es nicht möglich war, eine über Jahrzehnte eingefahrene Produktion von mehreren hundert Artikeln grundlegend und radikal im Sinne einer zeitgemäßen modernen Formsprache zu erneuern.

Erst durch umfangreiche Recherchen zur Gothaer Ausstellung „Modern, aber nicht Modisch – Bauhauskünstler in Gotha“ im Jahr

2009, an denen der Autor maßgeblich beteiligt war, wurde Licht ins Dunkel gebracht.

Im oben genannten Brief an Walter Gropius listete Marianne Brandt die breite Palette ihrer Entwürfe auf: Serviettenständer, Kerzenleuchter, Schreibtischgarnituren bis hin zu modernen Tischuhren. Sie legte dem Brief einige Fotocollagen von Erzeugnissen des Ruppelwerks vor und nach ihrer Anstellung bei. Die Werbematerialien der Firma erneuerte sie im Stil des Bauhauses. Alte Musterbücher und private Dokumente belegen eindeutig ihre Handschrift.

Tragischerweise glaubte die Künstlerin nie so recht an den Erfolg ihrer Arbeit. Dazu kam der Umstand, dass sie es als sensible Künstlerin in den Werkhallen einer Metallwarenfabrik alles andere als einfach gehabt haben muss.

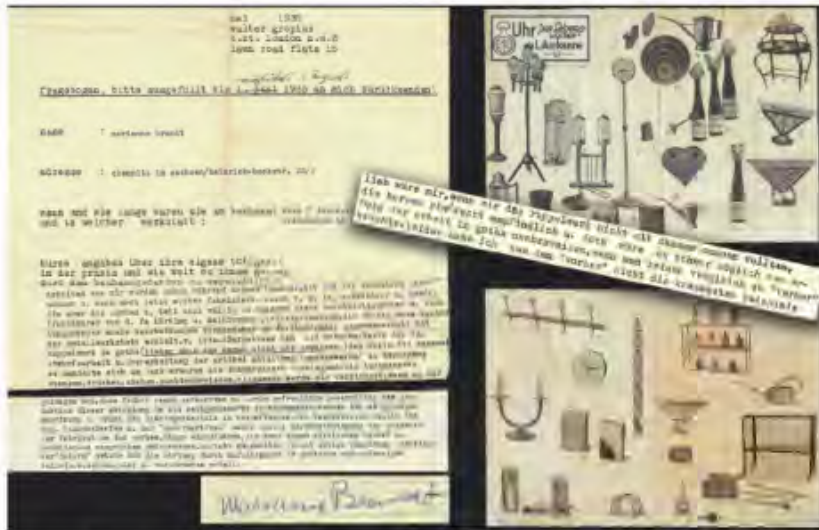
Mit bescheidenen Worten beschrieb sie auch ihre Arbeit als Gestalterin im Ruppelwerk im Brief an Walter Gropius:



Marianne Brandt, Ruppelwerk Gotha, 1929-1932

RUPPELWERK Gotha

Marianne Brandt an ihrer neuen Arbeitsstätte im Ruppelwerk Gotha, Befähigungszeugnis aus dem Bauhaus.



Marianne Brandts Antwortschreiben an Walter Gropius.

der Metallwarenfabrik Ruppelwerk Gotha zu den Designklassikern des 20. Jahrhunderts.

Glücklicherweise erkannten dies viele Museen weltweit und nahmen Brandtsche Ruppel-Objekte in ihre Sammlungen auf, allen voran das Museum of Modern Art (MoMA) in New York.

Auch das Industriemuseum Chemnitz nutzte die Chance und erwarb 2011 von dem Sammler Giorgio Silzer Gebrauchsgegenstände, gestaltet vor über 85 Jahren von Marianne Brandt für das Ruppelwerk Gotha. ☀

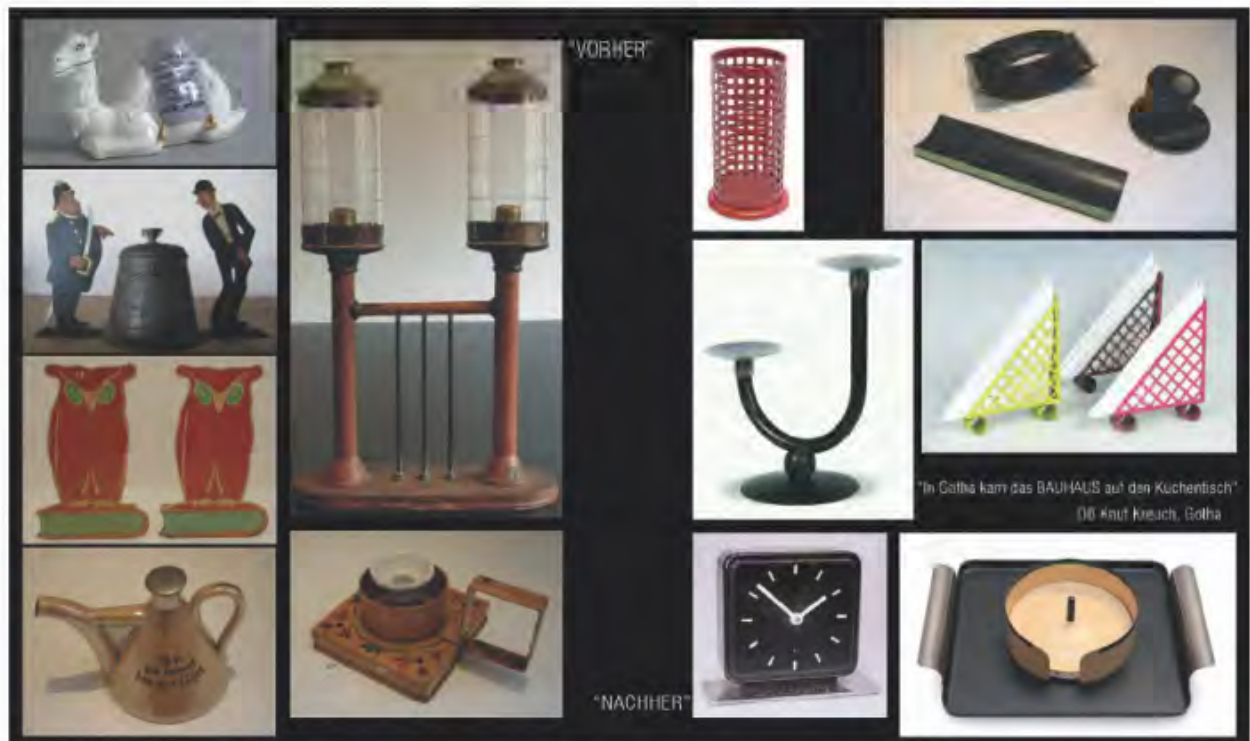
„ich hatte die gesamte entwurfsarbeit u. überarbeitung der artikel abteilung "kunstgewerbe" zu besorgen ... allgemein wurde mir versichert, das es mir gelungen sei, dass früher recht verworrene u. wenig erfreuliche gesamtbild der produktion dieser abteilung in ein zeitgemässeres zu verwandeln.“

unser Alltagsdesign deutlich. Mit ihren Gestaltungsergebnissen war Marianne Brandt ihrer Zeit weit voraus. Stellt man einige Objekte aus Gothaer Produktion vor 1929 denen in den Jahren danach von Marianne Brandt gestalteten neuen Objekten gegenüber, wird dies deutlich.

Erst heute werden ihre wahre künstlerische Leistung und ihr Einfluss auf

Fast 100 Jahre nach Gründung des Bauhauses gehören diese Produkte

Quellen: Bauhausarchiv, Berlin; Stadtarchiv Gotha; Ausstellungskatalog „Modern, aber nicht Modisch – Bauhauskünstler in Gotha“, Gotha 2009



Vergleich früher Ruppel-Produkte (links) mit neuen, von Marianne Brandt gestalteten Produkten (rechts).

25 Jahre Industriemuseum Chemnitz

OLIVER BREHM

„Gebt mir ein Museum, und ich werde es füllen.“

Dies formulierte einst der spanische Maler, Grafiker und Bildhauer Pablo Picasso. Dieser Ausspruch könnte auch von den Verantwortlichen des Fördervereins Industriemuseum Chemnitz e.V. stammen.

Das Industriemuseum wurde gefüllt mit Objekten, die zu verschwinden drohten. Im laufenden Jahr verzeichnet die Sammlung des Industriemuseums Chemnitz mehr als 19.000 Objekte. Rund 2.000 Tonnen bringen die Zeitzeugen des Industriezeitalters aus dem Zentraldepot auf die Waage. Das Museumsteam, unterstützt vom Förderverein, hat es verstanden, eine ehemalige Gießerei als authentischen Ort mit neuem Leben zu erfüllen. Der hohe digitalisierte Inventarisierungsgrad von fast 98 % spricht eine deutliche Sprache.

Den vielen Spezialisten, meist aus den Reihen der Arbeitsgruppen des Fördervereins, ist es zu verdanken, dass dieses, gleichsam als Generationenprojekt zu bezeichnende

Vorhaben in dieser Form umgesetzt werden konnte. Damit steuert das Industriemuseum gegen den Prozess des fortschreitenden Wissensverlustes.

Dieses Engagement mündet in ein Multimediaprojekt, das anlässlich der Jubiläumsfeier des Museums am 12. November der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Die Experten aus dem Förderverein hatten in Vorbereitung der neuen Dauerausstellung die Museumsleitung mit dem Wunsch kontaktiert, den Besuchern wiederum tiefergehende Informationen zu den ausgestellten Exponaten, den damit verbundenen Firmen und Personen anzubieten. Die Zielstellung des Projektes ist die Anreicherung des klassischen Museumsbesuches durch die Möglichkeiten einer digitalen Plattform. Das neue Multimediaangebot soll zukünftig von fast jedem Endgerät mit Datenzugang geöffnet werden können. Die User werden sich einwählen, recherchieren und ihr eigenes Wissen mittels einer E-Mail einbringen können.



Sie bieten dem Museumsbesucher die Gelegenheit, seinen Museumsbesuch bereits im Vorfeld auf sein Interessengebiet zuzuschneiden.

Nun ist auch der lang erwartete Museumskatalog fertig. Er verbindet den Anspruch eines klassischen Museumskataloges mit dem eines Begleitbandes zur Dauerausstellung, der die Aufgaben und Ziele des Industriemuseums Chemnitz in einen erweiterten Kontext setzt. Er dokumentiert die Geschichte des Industriemuseums Chemnitz, gibt einen Einblick in die Konzeption und den Aufbau der neuen Dauerausstellung, stellt rund 100 Exponate detailliert vor und reflektiert neue Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Industrie-, Sozial- und Technikgeschichte.



Blick in unser Depot.



Beschlussantrag zur Gründung des Industriemuseums Chemnitz.

Der Weg zum heutigen Industriemuseum Chemnitz war jedoch sehr langwierig und nicht immer geradlinig. Ausgehend von den Bemühungen des Fördervereins Industriemuseum Chemnitz e.V. beschloss das Stadtparlament von Chemnitz am 28. August 1991 die Gründung eines Industriemuseums. Dieses Datum gilt als Geburtsstunde des

Chemnitzer Industriemuseums im modernen Sinne, obgleich erste Überlegungen bis in das Jahr 1827 zurück reichen.

Den Visionen und dem konstanten Engagement und letztlich der Beharrlichkeit der Chemnitzer Unternehmer, Politiker und Bürger ist es zu verdanken, dass diese Idee eines Industriemuseums nicht in Vergessenheit geraten ist und letztendlich auch umgesetzt werden konnte. In der Pionierzeit begann ein eifriges, ja wildes Sammeln, verbunden mit ambitionierten Plänen eines Aufbaustabs, der ausgesprochen prekär in den ersten Jahren ausschließlich aus ABM-Kräften bestand.

Erfolge wie die erste Ausstellung „Chemnitzer Industrie – Tradition und Wandel“ am Standort Annaberger Straße, mit Eröffnung im März 1992, wechselten sich ab mit Rückschlägen und Zukunftsängsten.

Und gerade die genannten Personen haben sich immer wieder hinter das Museum gestellt und seinen Bestand nicht nur gesichert, sondern auch ausgebaut. Die politischen Vertreter der Stadt Chemnitz und des Freistaates Sachsen mit seinem

Landtag haben dafür die Rahmenbedingungen geschaffen.

Unter der Ägide von Dr. Jörg Feldkamp als Museumsdirektor hat sich das Museum zu einer international anerkannten musealen Institution entwickelt, dies fand auch seinen Ausdruck in der Verleihung des europäischen Museumspreises „European Museum of the Year Award, Special Commendation“ im Jahre 2005 für die Dauerausstellung „Augenblicke zwischen Gestern und Morgen“, die 2003 am Standort Zwickauer Straße eröffnet wurde. Aber es sind die Hände und die Köpfe Vieler, die am Aufbau und an der Reputation des Hauses mitgearbeitet haben.

Um im korrekten Sprachgebrauch zu bleiben, sind es viele Zahnräder, die ineinander greifen. Ein wesentlicher Aspekt ist sicherlich die Leidenschaft seiner Förderer, Gestalter und Mitarbeiter zur Technik und ihr sehr persönlicher Bezug zu ihrem Industriemuseum, die dafür Sorge getragen haben, dass die Einrichtung zu dem Museum geworden ist, das es heute ist – das museale Flaggschiff im Bereich der Industriekultur in Sachsen.

Eine der wichtigsten Gründungen im Museumsbereich in Ostdeutschland ist der Zweckverband Sächsisches Industriemuseum – 1998 gegründet, mit dauerhafter ideeller und finanzieller Unterstützung und viel Engagement des Freistaates.

Er vereinigt heute vier Standorte in Industriedenkmalen mit der Zentrale im Industriemuseum Chemnitz, das als Leitmuseum fungiert und die sächsische Industriegeschichte in ihrer Vielfalt im Blick hat. Im Leitbild wird die Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Situation als zentrale Aufgabe genannt, ebenso die Förderung von Bewusstsein und Identität.



Blick in die erste Dauerausstellung an der Annaberger Straße.

Eindrücke von den Festtagen am 10. und 12. November 2016



Aber was hat dieses Museum so erfolgreich gemacht?

Es hat die besonderen historischen Voraussetzungen, die eine solche Gründung nicht nur rechtfertigen und sondern geradezu unumgänglich machten. Lange Zeit war Sachsen eine der führenden Wirtschaftsregionen Deutschlands, Leipzig der führende Messestandort und der Raum Chemnitz ein weltweit bekannter Industriestandort.

Mit Stolz bezeichnen die Sachsen das 19. und beginnende 20. Jahrhundert als das sächsische goldene Zeitalter. Der sächsische Ruf als Industriestandort, als Land der Ingenieure sowie als Land der Erfinder geht auf diese Zeit zurück. Heute knüpft Sachsen wieder an diese Zeit an.

Zudem hat das Industriemuseum Chemnitz einen klaren Auftrag. Der Verband verantwortet das Sammeln und Bewahren von industriellen Kulturgütern, die Erhaltung und Nutzung bedeutender Industriedenkmale sowie die Erforschung und Vermittlung wichtiger Bereiche der sächsischen Industrie-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Sowohl Geschichte und Tradition, als auch Gegenwart und Zukunft des Freistaates bilden sich hier ab.

Des Weiteren besetzt das Industriemuseum Themen, die von öffentlichem Interesse sind.

Dies spiegelt sich in der Tatsache, dass bis heute rund 900.000 Chemnitzerinnen und Chemnitzer sowie überregionale Gäste das Haus besucht und das Industriemuseum zu einer der besucherstärksten Einrichtung in Chemnitz und Umgebung gemacht haben.

Und schließlich hat das Industriemuseum Visionen für die Zukunft. Sein überregionaler Stellenwert wird im Besonderen durch diejenigen seiner Aktivitäten bestimmt, die dynamische, sich weiterentwickelnde und sich verbreitende Prozesse in Gang setzen. Das bedeutet, dass die eigenen Konzepte stets auf ihre Relevanz hin überprüft werden müssen. Die Ausstellungen erzählen ja nicht nur die Geschichte der Stadt und des Freistaates, sondern auch die ihrer Menschen. Dabei ist das wesentliche Kapital des Industriemuseums die emotionale Bindung der Menschen an das Haus und es ist die Tatsache, dass die sächsische Industriegeschichte, die wir in unserer Dauerausstellung und in den zahlreichen Sonderausstellungen zeigen, einen stark identitätsstiftenden Charakter besitzt.



Industriekultur ist ein sehr breit zu interpretierender Begriff, der in jüngster Zeit wieder viel an Aktualität gewonnen hat. Das liegt zum einen sicher an der Faszination der Objekte, die in großer Zahl im Industriemuseum, nicht zuletzt durch die tatkräftige Unterstützung des Fördervereins, in ihrer Funktion gezeigt werden können. Zum anderen sind diese Objekte sichtbare Zeichen eines Arbeitsumfeldes, das die Menschen lange Zeit geprägt hat. Sie lassen vor dem Auge des Betrachters vergangene Zeiten entstehen, deren materialisierte Zeitzeugen sie sind.

Sie bieten dem Besucher Möglichkeiten der individuellen oder auch gemeinschaftlichen Erinnerung und damit der kulturellen Verortung und Identifikation. Der Rückblick auf den Beginn der Industrialisierung und auf das goldene sächsische Zeitalter, den Prozess des Wandels und der Umstrukturierung in der Nachkriegszeit und nach der politischen Wende sind Aspekte, denen wir uns unserem Auftrag gemäß widmen. Industriekultur ist jedoch kein abgeschlossener Prozess, sondern ein sächsisches Industriemuseum muss die Veränderungen in der industriellen Entwicklung und auch die Veränderungen der Arbeitswelt und ihre Auswirkungen auf die Menschen reflektieren. Es muss aktuelle Entwicklungen im Auge behalten, sein Ohr am Puls der Zeit haben. Gemeinsam mit unserem Förderverein nehmen wir die zukünftigen Herausforderungen gerne an.



Blick in die 2003 eröffnete Dauerausstellung.

Fritz Loewenthals Axminster-Teppichfabrik

Eine Spurensuche in Frankenberg und Chemnitz

© JÜRGEN NITSCHKE

Im Herbst 2015 begann der Umbau des 1858 errichteten Gebäudes der Alten Aktienspinnerei zur neuen Zentralbibliothek der Technischen Universität Chemnitz. Der Umbau des denkmalgeschützten Fabrikgebäudes am Schillerplatz soll rund 49,5 Millionen Euro kosten und Ende 2018 abgeschlossen sein.

Die Geschichte des Gebäudes, das 1905 in den Besitz der Stadtgemeinde überging, verbirgt so manches Geheimnis. Bekannt ist, dass es nach 1945 über einen längeren Zeitraum die „Bergarbeiter-Kaufstätte Glückauf“ (später Kaufhaus) und bis 2004 die Stadt- und Bezirksbibliothek beherbergte. Teile des Gebäudes, das seit 2012 Eigentum des Freistaates ist, wurden zuletzt von der Neuen Sächsischen Galerie genutzt.

Zu ehemaligen Nutzern gehörten aber auch namhafte jüdische Firmen, u.a. die 1893 gegründete Mechanische Strickerei Nathan Strauß & Co. und die Trikotagenfabrik Aug. Marschel & Co., die sich unmittelbar nach dem Auszug der Aktienspinnerei in dem ausgedehnten Gebäudekomplex eingemietet hatten.

Im Herbst 1908 zog auch ein neuer Mieter dauerhaft in die ehemalige Aktienspinnerei ein, der in der Stadt kein Unbekannter war: Fritz Loewenthal, der bereits im Jahre 1899 eine Teppichfabrik gegründet hatte. Die Kommanditgesellschaft, an der die Fabrikanten Louis Ladewig (1865–1921) und Siegmund Goeritz (1856–1920) mit Anteilen beteiligt waren, wurde jedoch bereits nach wenigen Monaten wieder aufgelöst. Wer war Fritz Loewenthal? Er wurde am 14. Oktober 1870 in Breslau geboren und verlegte im April 1887



Eheleute Fritz und Röse Loewenthal mit Sohn Ernst und Tochter Margarethe, um 1902.

seinen Wohnsitz nach Chemnitz. In der aufstrebenden Industriestadt begann er eine kaufmännische Lehre zunächst bei dem Lederhändler Joseph Heymann Bloch (1839–1921), bevor er diese bei den Fabrikantenbrüdern Max und Moritz Goeritz beendete. Im Sommer 1890 ging der junge Kaufmann nach Bradford. Die englische Stadt war vor allem als „die größte Wollstadt der Welt“ bekannt. Der junge Loewenthal machte sich dort mit den Rahmenbedingungen der industriellen Teppichherstellung vertraut. In Bradford befand sich u.a. eine Fabrik des bekannten Wiener Teppichhauses „Philipp Haas & Söhne“. Ende 1894 kehrte Loewenthal voller Tatkraft und neuen Ideen nach Chemnitz zurück, nahm die Tätigkeit für die Mechanische Wollweberei der Gebrüder Goeritz wieder auf und wurde bereits im Sommer 1895 deren Prokurist. Im Juni 1896 heiratete er in die angesehene Chemnitzer Unternehmerfamilie ein. Durch die Ehe mit Rosa Goeritz wurde er

gleichzeitig Schwiegersohn von Moritz Goeritz und Schwager von Louis Ladewig. Nach dem unerwarteten Tode seines Schwiegervaters im Februar 1900 wurde er Mitinhaber der Gebrüder Goeritz OHG. Im August 1906 schied er jedoch aus der Wollweberei aus und hielt die Zeit für gekommen, eine neue Teppichfabrik zu gründen.

Zu diesem Zwecke verlegte Fritz Loewenthal im März 1907 seinen Wohnsitz in die benachbarte Stadt Frankenberg. Bereits im Oktober 1906 hatte er dort die Firma Axminster-Teppichfabrik Fritz Loewenthal gegründet, deren Sitz sich in dem Gebäudekomplex Reichsstraße 21 befand. Gleichzeitig hatte er im Dezember 1906 beim dortigen Gewerbeamt die Teppichweberei Fritz Loewenthal angemeldet. Die Eheleute fanden für sich und ihre vier Kinder eine geeignete Wohnung im Haus Winklerstraße 11a. Der Firmenname zeigt, dass der Unternehmer an die Tradition der englischen Teppichherstellung in der



Fritz Loewenthal AG Firmenkopf, 1934

Stadt Axminster anknüpfen wollte. Bereits im Sommer 1908 kehrte er jedoch nach Chemnitz zurück, womit die Überführung der Firma in das teilweise leer stehende Fabrikhauptgebäude der Aktienspinnerei verbunden war. Für die Herstellung der hochwertigen Teppiche nutzte er Räume im I. und II. Obergeschoss.

Oskar Häbler, Kunstgewerbler und Gewerbelehrer, erwähnte auch Loewenthals Teppichfabrik, als er über die Einführung der Teppichfabrikation in Chemnitz schrieb. Durch die Mitarbeit „ausgewählter künstlerischer Kräfte“ hätte auch diese Fabrik (wie Bachmann & Ladewig) „den Ruf gediegener Qualitätsware“ erworben. Die überlieferten

Teppichmuster aus dieser Zeit sind noch heute Beleg dafür.

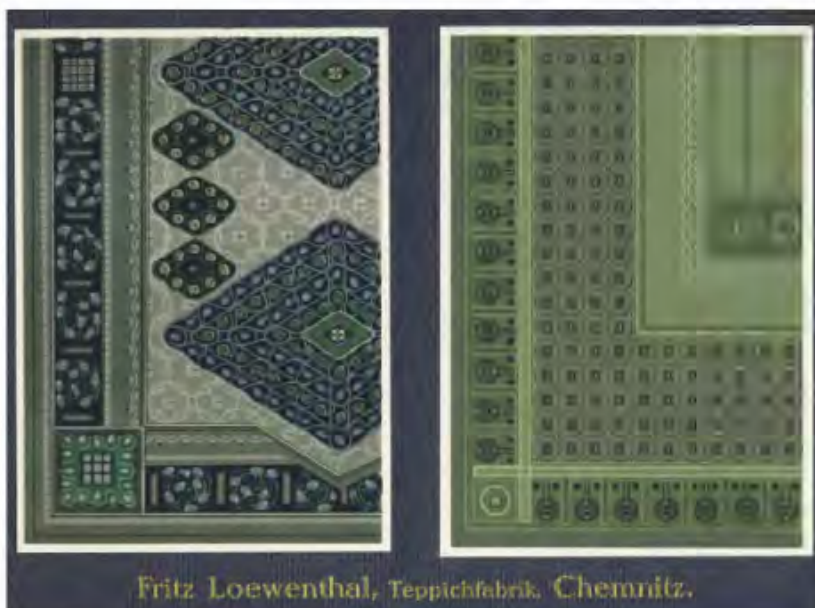
Die Loewenthals, die fortan auf dem Kaßberg (Henriettenstraße 11) wohnten, gehörten nunmehr zu den angesehenen Unternehmerfamilien in Chemnitz. Fritz Loewenthal baute in den Folgejahren seine Teppichfabrik mit Erfolg weiter aus. Seine Ehefrau stand ihm hierbei als Prokuristin zur Seite.

Fritz Loewenthal war aber nicht nur Unternehmer und Freimaurer², sondern auch ein aktives Mitglied der Israelitischen Religionsgemeinde. So unterstützte er die Arbeit der bedeutsamen Beerdigungsbruderschaft Chewra Kadischa. Er reiste auch gern, so führte ihn im Frühjahr

1914 eine längere Schiffsreise nach Deutsch-Ostafrika.

Obwohl schon 45 Jahre alt, meldete sich Fritz Loewenthal im Oktober 1915 freiwillig zum Militär. Nach seiner Rückkehr von der Front wurde seine Ehe am 1. April 1917 vom Landgericht Chemnitz geschieden. Zum 1. Januar 1920 verlegte der Fabrikbesitzer seinen Wohnsitz nach Rabenstein. Fritz Loewenthal, der in dieser Zeit zum Kommerzienrat ernannt worden war, zog sich aus der unmittelbaren Leitung des Unternehmens zurück. Der bisherige Betriebsleiter Franz Arthur Hirsch wurde Fabrikdirektor, Walter Stein wurde die Prokura übertragen. Röse Loewenthal, wie sie von ihren Verwandten genannt wurde, bezog mit ihren Söhnen Ernst und Kurt eine Wohnung im Erdgeschoss des imposanten Wohnhauses Ulmenstraße 61. Damit wohnten sie unmittelbar neben einer Filiale der bekannten Konditorei Emil Freund Nachfolger. In dem Mietshaus lebten weitere jüdische Familien (S. Peretz und K. Flieg).

Am 29. Dezember 1922 wurde die Teppichfabrik in die Fritz Loewenthal Aktiengesellschaft überführt. Die Direktion lag in den Händen von Fritz Loewenthal und Artur Hirsch. Das Unternehmen baute seine Geschäftskontakte weiter aus. So wurden Teppiche u. a. nach Holland, Schweden und in die Schweiz exportiert.



Fritz Loewenthal, Teppichfabrik Chemnitz.

Muster der Teppichfabrik Fritz Loewenthal

Der Seniorchef verlegte im Juni 1924 seinen Wohnsitz nach Dresden-Loschwitz, wo er mit seiner zweiten Ehefrau, Elsa Charlotte Flachsmann (geb. Brause), deren Ehe ebenfalls geschieden worden war, wohnte. Fritz Loewenthal schied Ende 1929 aus dem Vorstand aus.

Er vollzog diesen Schritt aber erst, nachdem sein jüngerer Sohn Kurt in der Unternehmensleitung genügend Erfahrungen gesammelt hatte. Im Juli 1927 war diesem die Einzelprokura übertragen worden. Sein älterer Sohn Ernst hatte in Leipzig, München und Göttingen Chemie studiert. An der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Göttingen wurde er im Januar 1924 promoviert.

Zunächst war Ernst Loewenthal für die Aktiengesellschaft für chemische Produkte (vorm. H. Scheidemandel) in Berlin tätig, bevor er im Herbst 1929 Verantwortung innerhalb der Sigmund Goeritz AG in Chemnitz übernahm. Hans Loewenthal, ein weiterer Sohn, der gerade eine kaufmännische Lehre begonnen hatte, war im Alter von 15 Jahren am 11. April 1921 auf dem Transport in die Nervenheil-

anstalt verstorben. Margarethe Loewenthal, die einzige Tochter, hatte sich im September 1920 mit dem Berliner Fabrikanten Hans Heinrich Knoche vermählt und war daraufhin nach Wilmersdorf verzogen. Die Eheleute hatten zwei Töchter.


Kommerzienrat Fritz Loewenthal, der zuletzt in einem Mietshaus in der Stübelallee im Ortsteil Gruna wohnte, verstarb am 13. April 1933 an den Folgen eines missglückten Selbstmordversuchs im Krankenhaus Dresden-Friedrichstadt. Laut Aussagen eines Urenkels hatte er einen Großteil seines Vermögens in der Weltwirtschaftskrise verloren. Seine sterblichen Überreste wurden im Krematorium in Tolkwitz eingeschärft.

Die Fritz Loewenthal AG wurde am 14. Oktober 1935 in die Teppich-Industrie AG überführt. Sie präsentierte sich in der Öffentlichkeit als „Fabrik für Wollplüsch- und Wollperser-Teppiche“. Das Stammkapital befand sich in den Händen von Arthur Hirsch (35.000 RM), Kurt Loewenthal (30.000 RM) und Dr.-Ing. Werner Müller (5.000 RM). Der Chemnitzer Justizrat Carl Böhmer (1869–1946) war Vorsitzender des Aufsichtsrates.

Kurt Loewenthal bewahrte zunächst als Vorstandsmitglied das Familienerbe, bis er am 30. Juni 1938 aus dem Gremium ausscheiden musste. Artur Hirsch leitete seitdem als alleiniger Vorstand das Unternehmen und erwarb in der Folgezeit Loewenthals Aktienanteil. Damit gehörte die Teppich-Industrie AG zu den frühzeitig in Chemnitz „arisierten“ Unternehmen. Kurt Loewenthal, der bisher für den Export nach England zuständig, fuhr Ende September 1938 dahin, um die Geschäfte abzuwickeln. Dort bemühte er sich sofort um eine Aufenthaltsgenehmigung, die er auch Anfang Dezember 1938 erhielt. Kurt Loewenthal lebte fortan in London.

Seine fast 65-jährige Mutter folgte ihm im August 1939 dahin.

Die Teppich-Industrie AG, die sich zuletzt auch TIAG nannte, fuhr erstmals 1943 infolge der Betriebsstilllegung größere Verluste ein. 28 Mitarbeiter waren für den Heeresdienst mobilisiert worden. Bis dahin hatten die 67 Mitarbeiter (53 Arbeiter und 14 Angestellte) Gewinne erzielt (1938: 18.000 RM, 1939: 44.600 RM, 1940: 36.700), auch wenn der Umsatz sich mehr als halbiert hatte.

Nach der Zerstörung der Geschäfts- und Fabrikationsräume im März 1945 konnte der Betrieb nicht wieder aufgenommen werden. Arthur Hirsch, der mittlerweile in Mobendorf bei Hainichen wohnte, stellte im Juli 1952 den Antrag auf Löschung der Firma, dem im April 1954 auch das Amtsgericht entsprach. 



Kurt Loewenthal, 1949



Ehem. Aktienspinnerei, bis 2004 Stadtbibliothek Chemnitz

¹ Vgl. Jubiläumsausgabe des Kunstgewerbevereins zu Chemnitz 1884–1909, Chemnitz 1909, S. 107.

² Fritz Loewenthal gehörte seit März 1905 der Loge „Zur Harmonie im Orient Chemnitz“ an. Denkbar ist, dass sein einstiger Lehrmeister Joseph H. Bloch ihn in die Welt der Freimaurer eingeführt hatte. Dieser war bereits im Mai 1877 in die Loge aufgenommen worden.

Hermann Riemann Chemnitz-Gablenz

Die Fahrzeuglampenfabrik von Hermann Riemann (1843–1913) war über viele Jahre eine der größten Fabriken auf dem Chemnitzer Sonnenberg – der Briefkopfbogen verrät die Gründung vor 150 Jahren.

© PETRA HABELT

Begonnen hatte Riemann aber in einer ganz anderen Branche. 1866 findet man den Namen Julius August Hermann Riemann im Chemnitzer Adressbuch, ergänzt mit dem Beruf Lackierer. Seine Mutter Dorothea Auguste ist im selben Adressbuch eingetragen als Lackiergeschäftsleiterin und Schnittwarenhändlerin am Antonsplatz 12.

In diesem Geschäft arbeitete auch ihr ältester Sohn Hermann. Das Jahr der Geschäftseröffnung, 1866, übernahm er später für sein eigenes

Unternehmen als Gründungsjahr. Hermann Riemanns Bruder Julius (1845–1911) absolvierte die Gewerbeakademie in Chemnitz und stieg danach in das Lackiergeschäft ein. Nach dem Tod der Mutter 1876 übernahm Hermann Riemann die Leitung des Geschäftes, übergab es aber kurze Zeit später an seinen jüngeren Bruder Julius. Hermann mietete sich 1878 beim Zeugschmied Franz Emil Leistner in der Jakobstraße 20 ein und begann Kleinmetallwaren herzustellen.

Als die Firma Leistner ihre neue Produktionsstätte an der Amalienstraße eröffnete, hatte Hermann Riemann die Möglichkeit dort ebenfalls größere Räumlichkeiten zu mieten. Die Auftragslage war gut und so kaufte er bereits 1880 ein größeres Grundstück auf der heutigen Humboldthöhe. Ab 1888 begann er Karbidlampen für Fahrräder zu produzieren. Darüber hinaus stellte er noch andere Fahrzeugteile wie Fahrradklingeln, Hupen und Dynamos her. Schließlich konnte 1894 mit dem Bau einer eigenen Fabrik begonnen, 1895 die Produktion in diese Geschäftsräume verlegt werden. Aus dem zweistöckigen Gebäude mit einem Heizhaus wurde nach Erweiterungen im Verlauf der nächsten Jahre eine große repräsentative Fabrik. Dazu kam noch eine Villa in der Fürstenstraße 83.

Ab 1902 begann Riemann mit der Herstellung von Automobil-Laternen, mit denen er Weltruf erwarb. Die Firma galt als Marktführer im

Produktionsbereich der Fahrzeugbeleuchtung. Die Produktpalette umfasste ca. 175 verschiedene Modelle eigener Konstruktion, die mit Laternen-Schutzmarken im Markenregister eingetragen wurden. Sie hießen u.a. Phänomen, Koh-I-Nor, Germania, Nordlicht, Favorit, Piccolo, Pfadfinder, Detective oder Fata Morgana. 1905 brachte der sächsische König Friedrich August bei einem Besuch der Riemann-Werke seine Wertschätzung zum Ausdruck.

Riemanns Produkte wurden auf internationalen Ausstellungen vielfach ausgezeichnet. Er erhielt 1897 in Brisbane eine goldene Medaille, 1897 in Leipzig eine silberne Medaille, 1899 in München eine silberne Medaille, 1900 in Frankfurt am Main eine große goldene Medaille, 1901 in Paris eine silberne Medaille, in Hamburg eine goldene Medaille, 1903 in Groningen eine goldene Medaille, 1906 in Mailand eine goldene Medaille. 1910 wurde die Firma Riemann auf der Weltausstellung in Brüssel mit dem Grand Prix geehrt.

Die Belegschaft zählte 1910 ca. 900 Beschäftigte. Die Firma war mit den modernsten Maschinen und Werkzeugen ausgerüstet: ca. 400 Arbeitsmaschinen wurden durch zwei Dampfkessel mit zwei Dampfmaschinen und einer Sauggas-Dynamo-Anlage von insgesamt 250 PS angetrieben. Alle Räume waren mit elektrischem Licht, einer zentralen elektrischen Uhrenanlage und Telefonen ausgestattet. Der reibungslose Warentransport wurde durch

RIEMANN
Fahrrad-Beleuchtungen

Fahrradlampe, No. 7171

sind unerreich!

Erstklassige Präzisionsfabrikate

Elektrische Fahrradbeleuchtung Nr. 119

HERM. RIEMANN
CHEMNITZ-GABLENZ



Die Firma Riemann auf einer historischen Postkarte, um 1910.

elektrisch betriebene Aufzüge gewährleistet.

1912 erfolgte eine Erweiterung der Fabrikanlagen. Dabei entstanden nach Entwürfen des Chemnitzer Architekten Wenzel Bürger der Anbau eines neuen Maschinenhauses und Lagergebäudes sowie der 35 Meter hohe Turm, der zugleich als Treppen- und Wasserturm diente.

Seit 1892 war Hermann Riemanns Sohn Hermann Otto Riemann (1866–1912) als Prokurist in der Firma tätig. Ende 1894 wurde er als Mitinhaber im Handelsregister eingetragen. Gemeinsam mit dem Architekten Wenzel Bürger und dem Tiefbauunternehmer Moritz Krause übernahm er 1907 die Ziegelei Dietzel und ließ sich an der Dietzelstraße von Wenzel Bürger eine Villa bauen, in die er mit seiner Familie einzog. Bereits im November 1912 starb Otto Riemann nach kurzer, schwerer Krankheit und hinterließ neben seiner Witwe Helene auch drei minderjährige Kinder. Nach dem Tod ihres Mannes wohnte Helene Riemann mit den Kindern zunächst weiter in der Villa. 1925/26 kaufte der Metallfedernfabrikant Emil Die-

terle die Villa und Helene Riemann zog in die Ulmenstraße 59.

Die Dietzelsche Ziegelei musste 1920 schließen, an ihrer Stelle entstanden später die Gartenanlagen Freiheit und Erdenglück. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der seit 1910 an Betriebsangehörige als Bleichwiese und zum Gemüseanbau verpachtete Platz gegenüber dem Riemann-Werk zur Notversorgung als Gartenanlage freigegeben. 1924 entstand daraus die Kleingartenkolonie Riemann, jetzt Fritz Heckert, an der heutigen Hofer Straße.



Nach Ottos Tod führte Hermann Riemann den Betrieb mit seinem jüngsten Sohn Paul, der seit 1906 als Gesellschafter eingetragen war, fort. Im März 1913 starb der Firmengründer. Geschäftsführende Gesellschafterin wurde nun Ottos Witwe Helene, die die Firma gemeinsam mit Paul Riemann fortführte.

Da die Firma Riemann viele Produkte nach Übersee lieferte, brachte der Beginn des Ersten Weltkrieges große Probleme. Im Juli 1914 ging ein großer Posten Waren verloren, als der Dampfer Gneisenau, der in Richtung Amerika fahren sollte, im Hafen von Antwerpen versenkt wurde. Im November 1919 übernahm Paul Riemann allein die Geschäfte der Firma Riemann. Mit einer Verlustanzeige beantragte er die Entschädigung „für die im Ausland verloren gegangene Fracht der Gneisenau“. Der Handel mit dem Ausland lief wieder an, die Firma überstand die Weltwirtschaftskrise 1929 ohne größere Probleme.

Im Juli 1938 verstarb Paul Riemann. Nun übernahmen sein Sohn Erich

und sein Schwager Paul Eberwein gemeinsam die Geschäfte. Erich wurde jedoch zu Beginn des Zweiten Weltkrieges zum Militär einberufen und fiel bereits im September 1939. In den folgenden Jahren erreichte das Geschäft seinen Höhepunkt, da die Produkte vor allem für Militärfahrzeuge benötigt wurden.

Am 5. März 1945 wurde das Riemann-Werk bei dem großen Flächenbombardement auf Chemnitz teilweise zerstört. Die verbliebenen Maschinen und Anlagen wurden weitgehend demontiert. Im Dezember 1945 übernahm der frühere Prokurist Georg Ezzelt als Treuhänder die Firmengeschäfte. Im Dezember 1946 wurde der Betrieb enteignet, in Volkseigentum überführt und firmierte unter Spezialfabrik für Fahrzeugbeleuchtungen.

Hermann Riemanns Villa an der Fürstenstraße 83 wurde für die Betriebsleitung und als Kantine für die Mitarbeiter, später als Kindergarten

genutzt. Otto Riemanns Villa war nur leicht beschädigt worden. Nach Kriegsende war sie zunächst Sitz der sowjetischen Militärkommandantur des Sonnenbergs, später Ausweichquartier für Bewohner der geräumten Gagfah-Siedlung¹, danach kurzzeitig Heim für gefährdete Frauen und Mädchen und 1950 Wochenkindergarten für hörgeschädigte Kinder. Wegen Baufälligkeit der Esse und der Feuerzüge musste die Villa baupolizeilich gesperrt werden, nach der Sanierung 1960 wurde sie zu einem Gästehaus des Rates des Bezirkes Karl-Marx-Stadt.

Die ehemalige Firma Riemann bildete den Kern des VEB Fahrzeugelektrik Karl-Marx-Stadt. In diesen Betrieb gingen weiterhin die Fahrzeuglampenfabrik der Presto-Werke, spätere Auto Union, als Produktionsbereich 1 sowie die Fahrzeuglampenfabrik Gebrüder Häckel, Bernhardstraße, als Produktionsbereich 3 ein. Der VEB Fahrzeugelektrik hatte sechs Fertigungsstätten mit insgesamt 1400 Beschäftigten in Chemnitz, Flöha, Cranzahl, Klingenthal, Niederdorf und Sehma. Hergestellt wurden verschiedene Typen von Lichtmaschinen für Motorräder, Dreh- und Gleichstromlichtmaschinen für PKW, Scheinwerfereinsätze für PKW Trabant, verschiedene Heck- und Blinkleuchten, Schlussleuchten für Mopeds und Motorräder, Zündaggregate und -kontakte, Dynamos, auch für Fahrräder.

Im Oktober 1968 wurde der VEB Fahrzeugelektrik Karl-Marx-Stadt mit dem VEB Metallwaren Ruhla, dem VEB Fahrzeugelektrik Ilmenau, dem VEB Fahrzeugelektrik Pirmas und dem VEB Fahrzeugelektrik Thalheim zum Kombinat VEB Fahrzeugelektrik Ruhla mit insgesamt 4759 Mitarbeitern zusammengeschlossen. 1977 hatte das Kombinat bereits 6500 Mitarbeiter. Für die Fertigung von Drei-Hebel-Unterbrechergehäusen für den PKW Wartburg wurde im



Zündspule, VEB Fahrzeugelektrik Karl-Marx-Stadt

VEB Fahrzeugelektrik Karl-Marx-Stadt ein erster Industrieroboter entwickelt und eingesetzt. Schüler der Humboldtschule erhielten im VEB Fahrzeugelektrik Unterricht in den Fächern Einführung in die sozialistische Produktion, Technisches Zeichnen und Unterrichtstag in der sozialistischen Produktion.

Nach der politischen Wende 1989 wurde das Kombinat VEB Fahrzeugelektrik Ruhla aufgelöst. Die neu gegründete Fahrzeugelektrik und Elektronik GmbH konnte dem Wettbewerb mit internationalen Herstellern nicht standhalten und ging 1992 in Insolvenz. Damit schlossen sich die Tore der ehemaligen Riemann-Fabrik für immer.

1993/94 gab es Versuche, in diesen Gebäuden das Einkaufszentrum Sonnenberg-Center anzusiedeln. Leider zerplatzte die Idee wie eine Seifenblase. Witterung, Vandalismus und Zerstörungswut haben den Gebäuden seitdem zugesetzt. 2010 konnten das ehemalige Firmengebäude und die Villa Hermann Riemann verkauft werden, leider hat der neue Eigentümer noch keinerlei Sanierungsarbeiten eingeleitet. Hoffen wir, dass Eigentümer und Denkmalschutz bald einen Kompromiss finden werden. ☀

¹ Gagfah – Gemeinnützige Aktiengesellschaft für Angestellten-Heimstätten war eine Siedlung in Chemnitz-Borna, heute Waldleite, oberhalb des Schönherrparks.



Karbidlampe, um 1920

Eine hundertjährige Gießereigeschichte

Etwas unbemerkt ging die gut einhundertjährige Geschichte der Gießerei an der Burgstädter Straße in Chemnitz zu Ende. Verbunden ist der Standort mit den Unternehmen Haubold und Ermafa, aber auch mit lebhaften Erinnerungen von Zeitzeugen.

© GÜNTER SCHAEFER | KLAUS HERFURTH

Auch in den 1950er Jahren konnten angehende junge Ingenieure mit Praktika Einblicke in ihre zukünftige Tätigkeit sammeln. erinnert werden soll hier an unvergessliche Eindrücke in der Ermafa-Gießerei, zunächst als Hilfsarbeiter und später als Student der Bergakademie Freiberg als Kernmacher. Die Vorteile für einen Oberschüler und Studenten waren zu dieser Zeit neben dem Geldverdienen die Lebensmittelkarte B anstelle der Lebensmittelkarte E.

1950 begann die Arbeit von Klaus Herfurth in der Brigade des Formers Josef Schmidt. Die erste Tätigkeit war das Ausschlagen eines großen Oberkastens mit einer Brechstange und das anschließende Sieben des Altformstoffs. Josef Schmidt war eine bemerkenswerte Persönlichkeit und ein exzellenter Fachmann alter Prägung. Im Herdformverfahren mit Zementsand wurden bei ihm u. a. Zylinderkurbelgehäuse für Schiffsdieselmotoren hergestellt. Wenn Ausschuss zurückkam, frühstückte er nicht mit uns gemeinsam, sondern saß abseits still in einer Ecke. Ihm ging es nicht ums Geld. Es tat ihm einfach weh, dass seine Arbeit mit der Fallbirne zerschlagen werden musste. An den porösen Stellen in der Zylinderwand, die nach der mechanischen Bearbeitung sichtbar wurden, hatte er keine Schuld. Es war auch die Zeit der zunehmenden Festlegung von Arbeitsnormen. Damit beauftragte Personen erschienen am Arbeitsplatz und hielten die Arbeitszeit an einer Form mit der Stoppuhr fest. Josef Schmidt war

davon nicht betroffen. Wenn die Modelle für ein Großgussteil angeliefert wurden, betrachtete er sie eingehend und gab dann selbst an, wie viele Stunden oder Tage er dazu brauchte. Den Arbeitsweg legte Schmidt im Anzug und Krawatte, in der Winterzeit im Mantel, zurück. Er sah aus wie der Gießereibesitzer selbst.

Ein weiterer außergewöhnlicher Former war Max Stoll. Schon Rentner und etwa 70 Jahre alt, arbeitete er mit einem Kräfteinsatz wie ein junger Mann. Oft stellte er Formen für Bauteile von Textilmaschinen im Nassgussverfahren (Natursand) her. Dabei handelte es sich um scheinbar einfache leistenförmige Gussteile. Derartige Teile verzogen sich nach der Abkühlung durch Gussspannungen – sie werden krumm. Das Modell muss deshalb nach der

entgegengesetzten Seite durchgebogen und aufwändiger eingeformt werden. Stoll verzichtete darauf und formte seine Leisten gerade ein. Nach dem Gießen wartete er eine gewisse Zeit, nahm den Vorschlaghammer und schlug auf das noch im Formsand befindliche und verzogene Gussteil mit einer bestimmten Kraft mehrmals ein. Wohin und mit welchen Kräften er zuschlug, blieb sein Geheimnis. Die Gussteile waren nach der Entnahme aus der Form gerade. Bei Max Stoll ließ sich noch eine weitere eigenartige Zeremonie beobachten. Nach dem Gießen seiner Formen setzte er sich hin, trank eine Flasche Bier, legte die leere Bierflasche mit offenem Schnappverschluss neben sich und wartete. Nach einer bestimmten Zeit sprang er auf, nahm die Bierflasche, ging auf seine Formen zu, verschloss plötzlich die Flasche und legte sie



Stammsitz der C. G. Haubold AG, Hartmann-, Ecke Reichsstraße

bis zum nächsten Morgen ab. So fing er den Ausschussteufel.

Ein anderer Former überlistete oftmals den „Normer“ mit der Stoppuhr beim Auftragen der Schwärze innerhalb einer runden Form für einen Kessel. Er stieg dazu mit einer Gießkanne voll Schwärze auf den Boden der Form, drehte sich schnell wie ein Diskuswerfer im Ring und schwärzte so deren Oberfläche. Wenn ein Normenbeauftragter bei ihm stand, führte er diesen Arbeitsgang langsam und sorgfältig mit einem Pinsel aus.

Gearbeitet wurde 48 Stunden bei einer 6-Tage-Woche von Montag bis Sonnabend. Sonnabends wurden die Zementwege in der Gießereihalle sorgfältig mit Rutenbesen gesäubert. Das Frühstück wurde in einer kleinen Pause am Arbeitsplatz eingenommen. Belegte Brote oder Brötchen brachte jeder selbst mit – Tee konnte kostenlos jederzeit aus einem Behälter in der Gießereihalle geholt werden. Mittagessen gab es in einem Speisesaal. Das Trinken von Bier während der Arbeitszeit, z. B. nach einem erfolgreichen Abguss eines großen Gussteils, bei einem Geburtstag oder einem Ausstand, wurde geduldet. Die Produktion in

der Ermafa-Gießerei trug, wie zu dieser Zeit allgemein üblich, noch deutlich handwerkliche Züge. Die Flexibilität war groß, die Produktivität klein. Einem Lernenden bot sie aber hinsichtlich der technologischen Fertigungsmöglichkeiten ein vielseitiges Programm.

Schmelzbetrieb und Formerei spielten in den 1950er Jahren im Wesentlichen noch den technologischen Stand der Gießerei der Haubold AG wieder. Das Gusseisen wurde in einer Anlage mit drei Kaltwindkuppelöfen (so genannte Kri-garkuppelöfen – jeder Ofen verfügte über einen Vorherd) geschmolzen und in Gießpfannen abgestochen. Es kam nur die Werkstoffsorte Guss-eisen mit Lamellengraphit zum Einsatz. Ein einfacher gleisgebundener Wagen setzte die Pfannen zwischen den Hallen um. Für die Bankformer erfolgte ein Umgießen der Schmelze in Trommelpfannen, die an einer Hängebahn zu den Gießplätzen transportiert wurden. Für die Formherstellung existierten mehrere Verfahren. Für große Gussteile in kastengebundenen Formen oder in der Grube(Herd)formerei wendeten die Former Zementsand an, den sie an Ort und Stelle selbst mit der Schau-

fel aufbereiteten. Der Zementsand wurde an das Modell angelegt, der restliche Formbereich mit einem Formsand milderer Qualität hinterfüllt und mit einem Pressluftstamper oder dem Handstamper verdichtet.

Die Bankformerei stellte kleinere Gussteile her. Dabei stand der Formkasten auf einer Tischfläche, genannt Bank. Dort füllte der Former den Kasten mit Natursand und verdichtet ihn mit einem Handstamper. Einfache Formmaschinen zur Verdichtung des Natursandes erleichterten diese Arbeit.

Rotationssymmetrische Gussteile ließen sich mit Schablonen und Drehspindel formen. Dies ist ein sehr altes schon aus der Glockenherstellung bekanntes Formverfahren.

Anfang der 1950er Jahre praktizierte die Ermafa-Gießerei noch die Lehmformerei. Nach Zeichnung und mittels Hilfschablonen haute der Former die Gussform aus Schamotte und Lehm auf. Derartige Formen mussten getrocknet werden und waren dann gegen hohe Gießtemperaturen beständig.

Ebenfalls aus Lehm fertigten die Former Kerne für gusseiserne Rohre. Auf einer Spindel wickelten sie ein Strohseil und trugen dabei Schicht weise Lehm auf. Die getrockneten Stroh-Lehm-Kerne bildeten die Hohlräume der stehend gegossenen Rohre. Öl und Melasse (letzteres ein Zwischenprodukt aus der Zuckerindustrie) waren die typischen Bindemittel für den Kernsand. In einer zentralen Kernmacherei verdichteten die Kernmacher die Kernsandmischungen per Hand. Die Kerne trockneten über Nacht in mit Brikett geheizten Öfen. Eine Hochdruck-Wasserstrahl-Putzanlage löste mit einem scharfen und harten Wasserstrahl den noch anhaftenden Formsand von den abgegossenen Gussteilen. Keine leichte Arbeit für den in einen Skaphander gehüllten Putzer!



Abstich am Drehtrommelofen anlässlich der 100-Jahr-Feier

Diesen Erinnerungen ging eine lange Firmengeschichte voraus.

Sie begann im noch beschaulichen Chemnitz im ersten Drittels des 19. Jahrhunderts mit dem Zimmerergesellen Carl Gottlieb Haubold (1783–1865) der heute als „Vater des Chemnitzer Maschinenbaus“ und als eine der herausragenden Chemnitzer Persönlichkeiten gilt.

1822 gründete er die erste Maschinenbauanstalt in den Fabrikationsräumen der von ihm gepachteten Wöhlerschen Spinnerei, dem heutigen Gelände der schönherr.fabrik. Er ließ sich von Eisengießern aus Morgenröthe inspirieren und erweiterte 1832 die Werkstatt um eine Tiegelgießerei. Aus wirtschaftlichen Zwängen verkaufte er 1836 sein Etablissement an die Sächsische Maschinenbau Compagnie.

Drei Jahre später wurden hier der erste Kupolofen angeblasen und die beiden Lokomotiven Pegasus und Teutonia gebaut. Die Sächsische Maschinenbau Compagnie überstand die Wirren der 1848er Revolution in Deutschland nicht. 1852 erfolgte ihre Liquidation. Carl Gottlieb Haubold, der sich bereits 1838 aus der Compagnie zurückgezogen hatte, unterstützte seinen Vetter Carl Gottfried Haubold schon 1837 bei der Gründung des Maschinenbaubetriebs C. G. Haubold jr. im Gebiet der heutigen Hartmannstraße/Reichsstraße. Dieser Betrieb war die eigentliche Keimzelle des Maschinenbaubetriebs der Unternehmerfamilie Haubold und der späteren Ersten Maschinenfabrik – Ermafa.

In Chemnitz war die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gekennzeichnet von einem rasanten Aufstieg des Maschinenbaus. Um den Bedarf an Gussteilen zu decken, erwarb das Hauboldsche Unternehmen 1882 die Gießerei Müller & Neuhaus. Nur fünf Jahre später errichtete es eine eigene neue Gießerei im Westen des Stadtzentrums. Trotz aller Unternehmenserweiterungen reichte die

Gusskapazität nicht aus, so dass die Entscheidung fiel, 1913 im Stadtteil Borna eine neue Gießerei mit einer Halle von ca. 8.000 m² zu bauen. Hauptprodukte von Haubold waren Textilveredlungs- und Papierverarbeitungsmaschinen. Ab 1917 firmierte die C. G. Haubold jr. als C. G. Haubold AG.

Die 1913 in Betrieb genommene Gießerei hatte bereits einen Gleis-



Ursprünglicher Stammsitz der C. G. Haubold AG, heute das Einkaufs-Center „ERMAFA-Passage“

anschluss an die Chemnitzer Industriebahn. Die Eisenbahn versorgte die Gießerei z.B. vorteilhaft mit Roheisen, Stahlschrott, Koks, Kalk sowie mit Form- und Kernsand.

Während des Zweiten Weltkriegs produzierte die AG Rüstungsgüter. Das Werk wurde von den alliierten Luftstreitkräften als eines der Hauptziele auf Chemnitz ausgewählt und ein Teil zerstört.

Nach der Enteignung 1948 und der weitgehenden Demontage erhielt das Unternehmen den Namen „Erste Chemnitzer Maschinenfabrik VEB“ – eine Referenz an die Gründung der ersten Maschinenbauanstalt. Mit der Umbenennung der Stadt Chemnitz 1953 änderte sich der Name in „VEB Erste Maschinenfabrik Karl-Marx-Stadt“. Die Ermafa war bestrebt, das bisherige Sortiment weiter zu produzieren. Strukturanpassungen in der DDR führten mehrmals zu Änderungen des Maschinenbauprogramms. Extruder, Knetter und Kunststoffkalandar bestimmten die Produktion in den 1960er Jahren. Der ursprüngliche Gründungsstandort der Firma C. G. Haubold jr. wurde 1962 aufgege-

ben und die gesamte Fertigung in die Gebäude nach Chemnitz-Borna, dem Standort der 1913/1914 gebauten Gießerei, verlegt. Das Einkaufs-Center „ERMAFA-Passage“ prägt heute das Bild an der Ecke Hartmannstraße/Reichsstraße.

1990 wurde das Unternehmen zur ERMAFA GmbH umgewandelt. Der Maschinenbau integrierte später

in die ERMAFA Kunststofftechnik Chemnitz GmbH & Co innerhalb der Hörmann-Gruppe. An der Burgstädter Straße blieb nur die Gießerei bestehen. Die doppelschiffige Gießereihalle, unter Denkmalschutz stehend, überzeugt auch heute noch durch eine imposante Gestaltung sowie einen guten Erhaltungszustand. Am roten Giebel ist ein interessantes Detail: Die Namen Chemnitz und Karl-Marx-Stadt streiten sich um die Lesbarkeit.

Die Gießerei entwickelte sich zu einem Produktionsbetrieb von Gussteilen in Kleinserien und Einzelteile z.B. für die Antriebstechnik, Papierindustrie, für Chemieanlagen, Kälteverdichter, für den Werkzeugmaschinen- und Apparatebau. Furanharzformsand (ein organischer selbsthärtender fließfähiger Formstoff), aufbereitet in Durchlaufmischern, ersetzte den Zementsand und die alten Kernsande. Tongebundene Sande lösten die Natursande für die Formmaschinen ab.

Ende der 1990er Jahre wurden die Kupolöfen aus der Haubold-Zeit stillgelegt und durch einen erdöl-beheizten Drehtrommelofen zum

Schmelzen von Gusseisen ersetzt. Drehtrommelöfen werden eher selten in Deutschland eingesetzt. Sie eignen sich für Gießereien mit kleinerer Leistung und bieten eine Alternative zu den sonst verwendeten Energieträgern, wie Koks für Kupolöfen oder Strom für elektrische Schmelzöfen. Das Werkstoffprogramm umfasste nun Gusseisen mit Lamellengraphit und Gusseisen mit Kugelgraphit, der stahlähnliche Eigenschaften hat.

Ein stillgelegter Kupolofen ist erhalten geblieben. Er steht als technisches Denkmal unter Schutz.

Am 1. Mai 1994 trennte sich die Gießerei von der ERMAFA Kunststofftechnik und firmierte seitdem als ERMAFA Guss GmbH, später Ermafa-Eisenwerke GmbH.

Die Produktionskapazität lag bei ca. 3.500 t/Jahr bei Gussteilgewichten



Plakette zur 100-Jahr-Feier

von ca. 1 kg bis ca. 4 t. 2014 feierte die Gießerei an dem von der Unternehmerfamilie Haubold gegründeten Standort ihr 100jähriges Beste-

hen. Die Jubiläumsp plakette zeigt die Heilige St. Barbara, Schutzpatronin der Gießer, als Hoffnungsträger für das Weiterbestehen der Gießerei und ihren Aufschwung.

Anlässlich dieses Jubiläums wurde als Prognose für die Entwicklung der Gießerei genannt, den Ausstoß an hochdichten Gussteilen unter anderem für Kältemaschinen von 1.600 t/Jahr auf 5.000 t/Jahr zu steigern. Dafür hätten in den nächsten fünf Jahren bis zu 30 Millionen Euro investiert und die Belegschaft auf etwa 120 Mitarbeiter vergrößert werden müssen.¹ Die Zukunftspläne der Ermafa-Eisenwerke GmbH gingen jedoch nicht in Erfüllung. Sie musste im September 2015 Insolvenz anmelden und schloss ihre Tore für immer.²

¹ Freie Presse 14. Oktober 2014

² Freie Presse 25. September 2015

Eine Stele für den Gießereiverband

☉ GÜNTER SCHAEFER

Am 4. November 2016 enthüllte der Sprecher der Hauptgeschäftsführung des Bundesverbandes der Deutschen Gießerei-Industrie (BDG) Max Schumacher anlässlich einer Veranstaltung zum 25jährigen Bestehen des Landesverbandes Ost eine Stele, die nun im Foyer des Industriemuseums zu sehen ist.

Als Deutscher Gießereiverband in der DDR e.V. am 11. April 1990 im heutigen Gebäude der Chemnitzer IHK von 87 Unternehmen gegründet, beschloss bereits die 1. Ordentliche Mitgliederversammlung im November 1990 den Anschluss an den Bundesverband DGV.

Der Bundesverband, nunmehr unter dem Namen BDG tätig, vertritt die

Interessen von 16 Landesverbänden mit rund 600 Eisen-, Stahl- und Nichteisengießereien.

Die Stele hält nicht nur die Geschichte wach, sie repräsentiert auch mit ihren Materialien Edelstahl, Grauguss und Aluminium die drei Fachbereiche: aus poliertem Edelstahl eine Deutschlandkarte mit dem hervorgehobenen Landesverband Ost sowie aus Grauguss eine Silhouette „Die Gießer“ nach Heinrich Friedrich Moshage (1896–1968). Der Korpus zeigt sich aus silbergrauem Aluminium.

Die künstlerische Konzeption stammt von Johann Unglaub, Geschäftsführer des Edelstahlwerke Schmees in Pirna. ☉



Der vergessene Vorgänger des Chemnitztalviadukts

☞ SANDRO SCHMALFUSS

Viel ist im Rahmen der Diskussion um den Erhalt des historischen Eisenbahnviadukts an der Annaberger Straße, über dessen architektonische und konstruktive Besonderheiten berichtet worden. Weniger bekannt ist, dass dieses Eisenbahnviadukt einen Vorgänger hatte. Dieses nicht minder interessante Bauwerk hat nach unserem Kenntnisstand, in unserer Zeit, noch nie eine Betrachtung erfahren. Das mag vielleicht daran liegen, dass von diesem Bauwerk nur eine historische Ansicht aus dem 19. Jahrhundert bekannt ist. Diese farbige Lithografie zeigt eine elegante Steinbogenbrücke, die über die Chemnitz und die damalige Annaberger Chaussee führt. Es ist eine völlig andere Ansicht im Vergleich zu heute, an einem Ort, der jedem Chemnitzer vertraut ist.

Diese damalige „Überbrückung Chemnitz“ ist ein Beispiel von mehreren ähnlichen Bauwerken, die im Zuge des Ausbaus der Eisenbahn Mitte des 19. Jahrhunderts in unserer Region entstanden. Das Chemnitzer Viadukt wurde 1858 im Rahmen des Neubaus der Eisenbahnstrecke Chemnitz-Zwickau errichtet. Diese Eisenbahnverbindung

war ein Teil der zwischen 1858 und 1869 in mehreren Abschnitten eröffneten Bahnstrecke Dresden-Werdau.

Chemnitz war in den 1850er Jahren eine Stadt von ca. 40.000 Einwohnern und schon über ein halbes Jahrhundert eine Industriestadt. Ab dem 1. September 1852 besaß Chemnitz mit der Eisenbahnverbindung nach Riesa einen Eisenbahnanschluss. Das Chemnitzer Stadtbild zeigte sich zu dieser Zeit, bis auf die ersten Stadterweiterungen über die ehemaligen Wallanlagen hinaus, noch als die Biedermeierstadt, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstanden war. In den 1850er Jahren waren allerdings schon die ersten großen Neubauten in der dann später das Stadtbild bestimmenden Gründerzeitarchitektur errichtet worden, so z. B. das Manufakturenbauwerk der Kattundruckmanufaktur Schöffner (1851), das erste Bahnhofsgebäude (1854), die Aktienspinnerei (1858) und das Postgebäude neben dem alten Chemnitzer Tor (1859). Das erste Eisenbahnviadukt kann zu der Reihe dieser frühen Gründerzeitbauten in Chemnitz hinzugezählt werden.



Abriss der Brücke 1909

Zur Bauzeit dieses Viaduktes war Richard Hartmann als Fabrikant von Dampflokomotiven in Chemnitz aktiv. Eine solche frühe Dampflok, wie auf der Lithografie zu sehen, hat sich mit der „Muldenthal“, gebaut 1861 bei Hartmann in Chemnitz, erhalten und ist heute im Verkehrsmuseum Dresden zu sehen.

Mit der Fertigstellung des neuen Eisenbahnviaduktes 1909 wurde die alte Steinbogenbrücke abgerissen. Aus dieser Zeit stammen die einzigen bekannten Fotografien des alten Viadukts.

Chemnitz ist eine Stadt, deren Stadtbild mehrmals grundlegend verändert wurde. Praktisch an jeder Stelle sah die Stadt schon einmal ganz anders aus. Immer zeigt sich in den historischen Ansichten aber etwas ganz eigenes, Chemnitz-Spezifisches. Die Qualität der Kleinteiligkeit, der schlichten Eleganz und die der Enge: das macht einen Teil der Faszination von Chemnitz aus.

Die alte Steinbogenbrücke über die Chemnitz zeigt, wie wunderschön in der Vergangenheit Funktion und Gestaltung verbunden wurden. Die „Überbrückung Chemnitz“ von 1858 ist eine echte Chemnitzer Wiederentdeckung. ☺



Überbrückung der Chemnitz, Lithografie um 1858



Technisches Denkmal Eisenbahnviadukt

© JOHANNES RÖDEL | STEPHAN WEINGART

Bereits um 1890 genügte die erst seit 1869 durchgängig befahrbare Eisenbahnstrecke Dresden-Weidau, insbesondere im Bereich des Eisenbahnknotens Chemnitz, den gestiegenen Anforderungen des Personen- und Güterverkehrs nicht mehr. Im Zuge der ab 1896 begonnenen Modernisierung der Bahnanlagen in Chemnitz wurde die Bahnstrecke im Innenstadtbereich höher gelegt und viergleisig ausgebaut. In der Folge mussten zahlreiche Brücken neu gebaut werden.

Der bedeutendste Brückenneubau auf dieser Strecke war dabei das Viadukt über die Annaberger Straße, den Chemnitz-Fluss und die Beckerstraße an der Stelle eines bereits bestehenden Steinviaduktes aus dem Jahre 1857/58. Bis Februar 1900 wurden fünf Varianten für den Neu- oder Ausbau der Brücke ausgearbeitet und vor allem nach Kostengesichtspunkten bewertet. Die Staatseisenbahn entschloss sich für einen Neubau als Stahlbrücke und beauftragte die Königin-Marienhütte in Cainsdorf bei Zwickau mit der Projektierung der Brücke und am 5. März 1901 konnte der Chemnitzer Stadtrat den „neuesten

Entwurf der Staatseisenbahnen für das Chemnitzflussviadukt“ zustimmen.

Die Planung sah vor, den Neubau in zwei Bauabschnitten zu errichten und zuerst neben der bestehenden steinernen Brücke die nördliche Hälfte des Neubaus zu bauen. Nach dem Abbruch der alten Brücke wurde der Neubau mit der zweiten Brückenhälfte abgeschlossen. Damit war der Ausbau der Strecke bei rollendem Verkehr sichergestellt. Die neue Brücke sollte eine Länge von 275 m bekommen, 16,5 m breit sein und sich mit 12 Öffnungen ca. 10 m über dem Straßenniveau erheben. Zwei größere Öffnungen über der Chemnitz und der Beckerstraße werden durch Fachwerkbögen gebildet und prägen den Charakter der Brücke.

Am 15. April 1901 erteilten die Staatseisenbahnen der Königin-Marienhütte den Auftrag zur „Lieferung und Aufstellung des Eisenüberbaus“ des Viadukts und bereits im August begannen die Gründungsarbeiten für die Fundamente. Die Errichtung der stadtzugewandten nördlichen Brückenhälfte mit zwei Gleisen war schon nach wenigen Monaten, im Mai 1902, abgeschlossen. Auch die Bauteile für die südliche Brückenhälfte waren bereits produziert, konnten aber wegen fehlender Lagerfläche nicht angeliefert werden. Nach der ursprünglichen Planung sollte sofort nach Inbetriebnahme der beiden nördlichen Gleise mit dem Abbruch der alten Brücke begonnen werden. Die Errichtung der bahnlinken, südlichen Brückenhälfte war für das Jahr 1903 geplant. Der gesamte Umbau des Bahnbogens unter rollendem Verkehr war allerdings eine sehr komplexe Baumaß-

nahme. Wegen verschiedenen Schwierigkeiten verzögerte sich die Inbetriebnahme der bahnrechten Gleise, so dass erst 1907 mit dem Abbruch der Steinbrücke begonnen werden konnte. 1908 war dann der Bau des neuen Viaduktes endlich abgeschlossen und im November 1909 wurde die die nun viergleisige Strecke eingeweiht.

Das neue Viadukt repräsentierte im besten Sinne den damals modernsten Stand der Technik und das hohe Niveau sächsischer Ingenieurbaukunst. Aus heutiger Sicht ist es ein beeindruckendes technisches Denkmal, das die Innenstadt von Chemnitz nach der Jahrhundertwende genauso prägte wie heute. Zudem steht es durch die Verbindung zur Königin-Marienhütte auch als Denkmal für eine wichtige Epoche der Montanindustrie in Südwestsachsen. Die bautechnischen Besonderheiten der Brücke wie die Bedeutung als Denkmal für die sächsische Stahlindustrie ist aber ein eigenes Thema, das auch noch viel Raum für technikhistorische Forschung bietet.

Das Viadukt ist vom Abriss durch die Deutsche Bahn bedroht. Die Chemnitzer Bürgerbewegung Viadukt e. V. setzt sich seit einigen Jahren für den Erhalt dieses Baudenkmals ein. Auch die Stadt Chemnitz, sowie die Landespolitik hat in der letzten Zeit den Wert des Denkmals erkannt und unterstützt die Bemühungen um eine denkmalgerechte Sanierung und Erhaltung des Viaduktes für einen modernen Bahnverkehr. ☀

Literaturhinweis:

Stephan Weingart: *Wie das Viadukt entstand.* Chemnitzer Roland, 23. Jahrg., Heft 2/2016, S. 9-15.



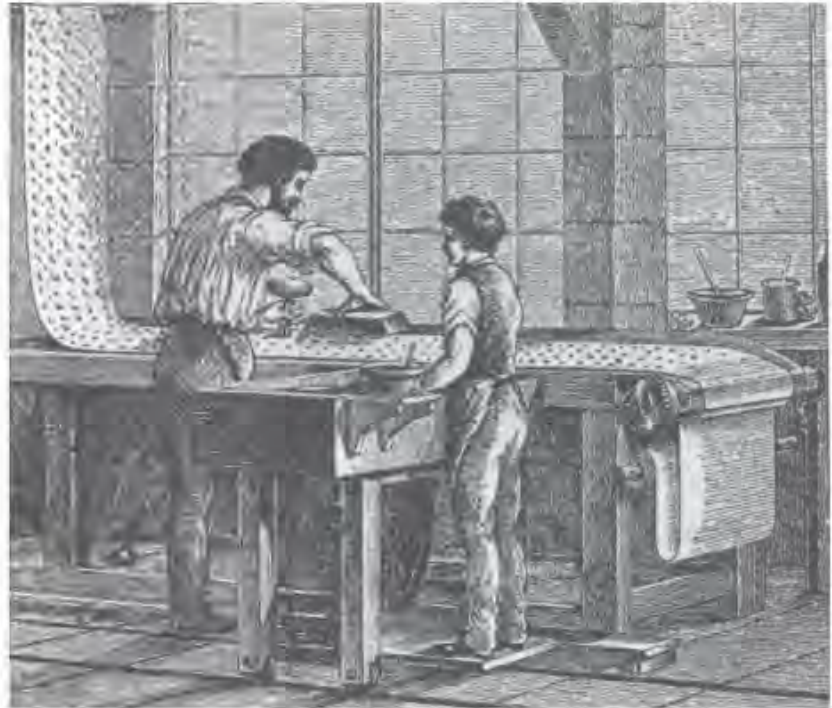
Abbruch des alten Viaduktes in der Beckerstraße, im Hintergrund das neuerbaute Viadukt

Chemnitz bedruckt Kattun

© GERTH KLOS

Webergasse, Färberstraße, Walkgraben, Spinnereiweg und Mühlenstraße sind Orte unseres Alltags, zu deren namentlichen Ursprung wir kaum noch eine gedankliche Verbindung haben. Dabei hat die Namensgebung engen Bezug zur Stadtgeschichte. In unserer Stadt wurde 1357 mit dem Bleichprivileg eine Entwicklung eingeleitet, von der die Stadt noch heute durch den damit später initiierten Maschinenbau profitiert.

Unser Museum zeigt im Ausstellungsbereich „Grob und Fein“, der ehemaligen Textilstraße, die Entstehung textiler Produkte und die Vielzahl der dazu erforderlichen Arbeitsschritte. Die Ausstellung verfolgt den Weg von der Faser bis zum fertigen Erzeugnis – vom Spinnen über Weben bis zum Stricken und Sticken sowohl in handwerklicher als auch industrieller Fertigung. Eine Form der Textilarbeitung ist



Kattundrucker mit Streichungen bei der Arbeit, um 1840

uns jedoch in Chemnitz nicht mehr gegenwärtig: das Bedrucken von Baumwollstoffen. „Kattun“, also

Baumwollstoff, ursprünglich aus Fernost importiert, wurde auch in Chemnitz bedruckt. Der Hamburger Kaufmann Wilhelm George Schlüssel, der einige Zeit in Burgstädt tätig war, gründete hier 1765 die erste Kattundruckerei.

Gleichen Stoffdruck gab es schon in der Schweiz, in Straßburg sowie in Augsburg. Auslöser war die vermehrte Herstellung von Stoffen durch schnellere Webstühle und die sich abzeichnende Veränderung der Kleiderordnung der Stände, jedoch auch das Verlangen nach mehr Abwechslung bei der Gebrauchswäsche wie Hals-, Kopf- und Taschentücher. In Chemnitz entwickelte sich der Kattundruck bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts rasant, da hier das Ausgangsmaterial, Rohkattun, gewebt wurde. Es erfolgte auch eine Veredlung der Produkte



Chemnitz.
Innere Ansicht der Kattunfabrik von Becker und Schrapf.

Kattunfabrik von Becker und Schrapf



Ehemalige Kattundruckerei Schöffner, Dazustand 2007

über das Färben hinaus. Dabei entstanden neue Handelsbeziehungen und Berufe. Neben dem des Kattundruckers war die Begabung eines Formenzeichners gefragt, dessen Arbeitsergebnis wiederum nur durch einen Formenstecher für den Druck brauchbar wurde. Es entwickelte sich damit nicht nur die Vielzahl der Fertigkeiten in der wachsenden Tex-

tilerzeugung, sondern es entstanden mehr Arbeitsplätze. Bereits 1795 waren ca. 10 % der Chemnitzer Einwohner (9.972) in den Kattundruckmanufakturen beschäftigt.

Die neuen Arbeitsanforderungen waren höher und erforderten umfassendere Kenntnisse. Das führte, wie in anderen Berufsständen schon üblich, zu Wanderjahren der

Kattundrucker durch Deutschland und Europa. Zurück in der Heimat, hatten die Kattundrucker ein wesentlich umfangreicheres Wissen.

Die Kattundrucker gründeten eine eigene Unterstützungskasse, um Krankheit und Ausfälle abzufedern. Eine noch heute greifbare Hinterlassenschaft dieses Produktionszweiges ist auf der Müllerstrasse zu sehen. Hier steht auf der linken Straßenseite, Richtung AOK das mehrstöckige Gebäude der ehemaligen Kattundruckerei Schöffner, im Volksmund auch Vogelbauer genannt.

Vor Jahren erarbeitete der Autor eine Untersuchung über die Inhalte und Verbreitung dieser Textiltechnologie und ließ das Ergebnis von Claus-Dieter Härtel in Harthau, Landespreisträger in der Heimatforschung, verfilmen. Es entstand eine DVD mit einer Abspielzeit von 42 Minuten, damit diese für Chemnitz einmal wichtige Technologie und Hinweise auf viele Quellen nicht verloren gehen.



Model für Stoffdruck

Alles aus einem Guss

Gießen für Kinder und Jugendliche

© SANDRA DANNEMANN

Der Ausstellungsbereich „Feuer und Flamme“ eröffnet für die Museumspädagogik völlig neue Möglichkeiten. Hier wird das Verfahren des Metallgießens thematisiert und an die Tradition des Hauses als ehemaligem Gießereistandort angeknüpft. Die Idee des Projekt-Initiators Axel König (Geschäftsführer des Fördervereins Industriemuseum und Gießerei-Ingenieur) war, die Vermittlung des Handwerks nicht nur über Exponate, sondern auch per „learning by doing“ zu realisieren. Dazu akquirierte er 2015 zunächst Sponsoren. Mit Zuwendungen des Bundesverbandes der Deutschen Gießerei-Industrie und der Ortränder Eisenhütte GmbH konnten ein Schmelzofen, Formkästen, Siebe und Verbrauchsmaterial erworben werden. Das Equipment wurde anfangs im Außengelände aufgestellt, was jedoch zu Benützungseinschränkungen in den Wintermonaten führte.

Seit Sommer 2016 bietet das Industriemuseum für Schüler ab der siebenten Klasse nun ganzjährig den Projekttag „Alles aus einem Guss“ an. Die improvisierte Gießereiecke im Außengelände zog nach Umbaumaßnahmen in die museumspädagogische Werkstatt. Mit der Installation einer Abzugsanlage, gesponsert von Trompeter Guss GmbH, sowie dem Aufstellen eines zusätzlichen Formtisches und der Beschaffung weiterer Werkzeuge bietet die Räumlichkeit fortan ausreichend Platz zum sicheren Arbeiten mit einer Schulklasse.

Der Projekttag gliedert sich in zwei Teile, die jeder Schüler absolviert. Im praktischen Teil werden die Schüler selbst als Former und Gie-



Schülerin und Projektleiter füllen das flüssige Zinn in die Gießform

ßer tätig. Sie fertigen im Handformverfahren mit speziellem Sand und Formkästen ein Abbild des Museumsmaskottchens Konrad Rädchen an, das später als Schlüsselanhänger verwendet werden kann. Dabei hantieren sie mit Sieben, Stampfern, Flacheisen, Schraubzwingen und anderen Hilfsmitteln. Im Schmelzofen befindet sich Zinn, das auf 340 Grad hochgeheizt wird. Mit Unterstützung des Projektleiters Rolf Kluge (selbst Jahrzehnte lang als Former in einer Chemnitzer Gießerei tätig) füllen die Teilnehmer das flüssige Zinn in ihre Gussform. Nach wenigen Minuten ist das Material abgekühlt und die Schüler können ihre Werkstücke aus-



Letzter Arbeitsschritt: Entgraten des Werkstückes

dem Sand klopfen. Zum Abschluss entfernen die jungen Gießer den trichterförmigen Einguss, reinigen und entgraten das Gussstück.

Beim Ausstellungsbesuch verdeutlichen ausgewählte Exponate den Schülern die Bandbreite, die das Fertigungsverfahren des Metallgießens bietet. Die Schüler erkunden filigrane Implantate, riesige Bauteile für Windkraftanlagen bis hin zu Zylinderköpfen mit komplizierten Hohlräumen. Gleichzeitig diskutieren sie Vor- und Nachteile der Technologie. Ergänzend zum Urformverfahren des Gießens lernen die Schüler weitere metallbearbeitende Verfahren kennen und erleben die Schweißroboter, Fräsmaschinen sowie die NC-gesteuerte Drehbank in Funktion.

Im letzten halben Jahr haben über 200 Schüler den Projekttag besucht. Dabei kamen sie im Rahmen des Techalk- oder fächerverbindenden Unterrichts bzw. einer Maßnahme zur Berufsorientierung. Zum Museumsfest im November wurde das Formen und Gießen mit Begeisterung von den Besuchern aufgenommen. In den kommenden Jahren soll die Aktion daher als öffentliches Familien- und Kinderprogramm vermehrt angeboten werden. Auch sind mit der Arbeitsagentur Chemnitz und dem Bildungszentrum Erzgebirge GmbH Kooperationen zur Berufsorientierung besprochen wurden. Aufgrund seiner Handlungsorientierung fand der Projekttag besonders großen Anklang bei den Bildungsträgern. Hoffen wir, dass viele Jugendliche durch das Angebot ganz „Feuer und Flamme“ für einen Beruf in der Gießereibranche werden. ☀

Buchempfehlung

„Verlorene Fäden: Denkmale der sächsischen Textilindustrie in den Tälern von Zschopau und Flöha“

© HELMUTH ALBRECHT

„Verlorene Fäden“ bietet eine Zusammenfassung der im Rahmen industriearchäologischer Projektseminare am Institut für Industriearchäologie, Wissenschafts- und Technikgeschichte (IWTG) der TU Bergakademie Freiberg durch Studierende entstandenen Dokumentationen von Denkmalen der sächsischen Textilindustrie in den Tälern von Zschopau und Flöha, wobei die ursprünglichen Untersuchungsergebnisse zu den einzelnen Objekten nach einheitlichen Kriterien zusammengefasst und verdichtet wurden. Nur so war es möglich, in einem einzigen Band die über Jahre zusam-

mengetragenen Dokumentationsergebnisse zu präsentieren. Ziel dieser Zusammenfassung ist es einerseits, auf den großen und wertvollen Bestand historischer Textilfabriken in den Tälern von Zschopau und Flöha hinzuweisen und sie einem breiteren Publikum vorzustellen sowie andererseits auf den seit Jahren schleichenden Verlust und Niedergang sowie den vielfach desolaten Zustand dieser wertvollen Sachzeugen der sächsischen Textilgeschichte aufmerksam zu machen. Es ist dieser Zustand und die andauernde Verfallsgeschichte dieser Industriedenkmale, die dem Buch seinen Ti-



tel „Verlorene Fäden“ gegeben hat. ISBN: 978-3-934512-31-3, Preis: 19,80 Euro



Kollegen aus Mulhouse zu Gast im Industriemuseum

© ACHIM DRESLER

Zu den 7. Tagen der Industriekultur vom 22. bis 25. September begrüßte das Industriemuseum Chemnitz im September Gäste aus der französischen Partnerstadt Mulhouse. Mit einem Besuch der Dauerausstellung des Industriemuseums begannen Olivier Janonne, Direktor des Museumsverbands Mulhouse/Südelsass, Nicolas Ziegler, sein Vertreter, und Marie Basenach, Museumspädagogin, die Stippvisite in Chemnitz. Danach stand die Besichtigung des Archäologiemuseums auf dem Plan. Einblicke in Geschichte und Gegenwart traditionsreicher Chemnitzer Unternehmen erhielten sie mit dem Besuch des Uhrenturmes im Wirkbau und der Gießerei Trompeter.



Die französischen Gäste mit Dr. Oliver Brehm und Achim Dresler

An zwei Abenden standen Treffen mit Museumskollegen und Mitgliedern des Fördervereins auf dem Programm und schließlich konnten

die Gäste am dritten und letzten Tag das RAW-Festival im ehemaligen Reichsbahnausbesserungswerk kennen lernen.



Informationen des Fördervereins

Im I. Halbjahr 2017 feiern ihren

85. Geburtstag

Wolfgang Orantek am 25.05.

80. Geburtstag

Jochen Richter am 12.02.

Wolfgang Becker am 20.02.

Brigitta Rucker am 26.02.

Hans Klein am 21.03.

Peter Schneider am 15.04.

Christian Rottmann am 10.06.

75. Geburtstag

Dr.-Ing. Wolfgang Ahlemeyer
am 17.02.

Klaus-Jürgen Riediger am 03.06.

70. Geburtstag

Gottfried Hamel am 13.01.

65. Geburtstag

Helmut Neumann am 25.03.

Karin Corvinus am 11.04.

Eckhard Lorenz am 21.04.

Autorinnen und Autoren

Förderverein Industriemuseum Chemnitz e.V.: Gerth Klos, Dr. Günter Schaefer

Sächsisches Industriemuseum | Industriemuseum Chemnitz: Dr. Oliver Brehm, Sandra Dannemann, Achim Dresler, Anett Polig

sowie: Prof. Helmuth Albrecht, Freiberg | Klaus Blechschmidt, Gotha | Petra Habelt, Chemnitz | Robin Helmert, Claußnitz | Prof. Dr.-Ing. Klaus Herfurth, Pulheim-Dansweiler | Dr. Jürgen Nitsche, Mittweida | Dr.-Ing. Johannes Rödel, Chemnitz | Sandro Schmalfuß, Chemnitz | Stephan Weingart, Chemnitz

Impressum

Museumskurier 38|2016

Jahrgang 16, Ausgabe 38

Herausgeber: Förderverein Industriemuseum Chemnitz e.V.
und Industriemuseum Chemnitz

Redaktion: Peter Stölzel, Werner Kaliner, Gisela Strobel, Ute Korndörfer

Titel-Foto: Museumsmitarbeiter 2016, Hannelore Zschocke

Typografie & Herstellung: Bianca Ziemons

Druck & Weiterverarbeitung: Druckerei Dämmig,
Frankenberger Straße 61, 09131 Chemnitz

Anschrift: Zwickauer Str. 119, 09112 Chemnitz,
Tel. 0371 3676-115, Fax 0371 3676-141

E-Mail: foerderverein@saechsisches-industriemuseum.de

Bezugspreis: 3,00 €

Erscheinungsweise: Halbjährlich (Juni, Dez.)

Auflage: 500 Exemplare

ISSN 1862-8605

UNITECH

STARK IN UNSERER LEISTUNG

Drehen und Fräsen aus Leidenschaft



Kompetenz in

Vertrieb von Werkzeugmaschinen
für Fräsen und Drehen

Automatisierungs- und Komplettlösungen

Installation und Inbetriebnahme

Instandhaltungs- und Ersatzteilservice

Technologische Beratung
und Anwenderschulung

CNC-Drehmaschinen



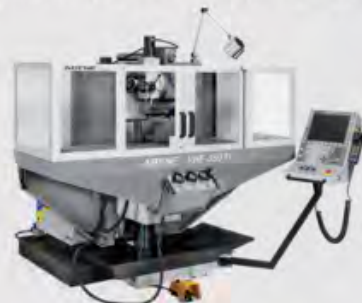
Konventionelle Drehmaschinen



CNC-Bearbeitungszentren



Universal-Konsolfräsmaschinen



UNITECH

UNITECH-Maschinen GmbH
Clemens-Winkler-Straße 6

Tel. +49 371 40029-0
info@unitech-maschinen.de